

Nr. 5

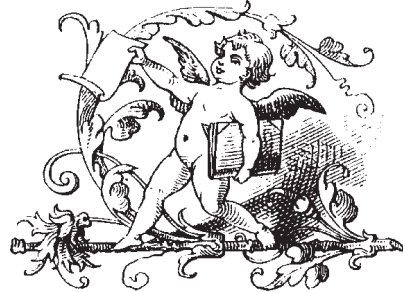
November 1998

Vossische Nachrichten

Mitteilungen der Johann-Heinrich-Voß-Gesellschaft e.V.



goltz.



Liebe Leserinnen,
liebe Leser,

unsere diesjährige Ausgabe steht fast ganz im Zeichen Ludwig Christoph Heinrich Hölty's, an dessen zweihundertfünfzigsten Geburtstag am 21. Dezember dieses Jahres wir erinnern möchten. Einführend werden Hölty sowie die in Kürze erscheinende kritische Hölty-Studienausgabe im Beitrag von Walter Hettche *Zu einer neuen Edition der Werke und Briefe Ludwig Christoph Heinrich Hölty's* (S. 24-30) vorgestellt, während Stefan Anders am Beispiel von Voß und Hölty den Freundschaftsbegriff des Göttinger Hains und das Verhältnis von *Freundschaft und Vaterland* untersucht (S. 31-52). An erster Stelle steht jedoch der Beitrag von Helmut Perl mit dem Titel *Voß–Kant–Zauberflöte* (S. 5-23). Es handelt sich um die (von vielen damaligen Zuhörern dringend erwartete) schriftliche Fassung des Vortrags, den Herr Perl bei unserer Jahresversammlung im Oktober vergangenen Jahres gehalten hat und der eine grundlegend neue und, wie wir finden, sehr überzeugende Deutung der *Zauberflöte* als einer allegorisch strukturierten, antiklerikalen Illuminatenoper bietet. Doch auch einen reinen Voß-Beitrag enthält diese Nummer: Martin Grieger untersucht Vossens *Trinklied für Freie* und seine mannigfaltigen Metamorphosen unter der Überschrift *Voß – ein Barde der Befreiungskriege?* (S. 53-57). Die Abteilung der *Anzeigen und Rezensionen* enthält als Neuerung eine kurze, ebenfalls von Martin Grieger stammende Bibliographie der Voß-Literatur der vergangenen drei Jahre (*Bibliographische Notizen 1996-1998*, S. 63f.). Auch die *Vossilien* sollen an dieser Stelle nicht verschwiegen werden: Sie finden sich auf S. 65-68 und bieten diesmal vor allem zwei neu- bzw. wiederentdeckte Briefquellen, die u. a. ein interessantes Licht auf einige Alltagsprobleme werfen, von denen auch ein Mann wie Voß sich geplagt fühlen konnte. Hölty's Ode *Der Bach* (S. 69) sowie eine Liste der neuen Mitglieder (S. 70) runden das Heft ab.

Wir wünschen Ihnen eine angenehme Lektüre!

Die Redaktion

Nachrichten

Was stattfand: Goecking-Tage in Ellrich

Vom 17. bis 20. Juli 1998 fanden anlässlich des ebenfalls zweihundertfünfzigsten Geburtstages des Dichters und Publizisten Leopold Friedrich Günther von Goeckingk (1748-1828) die *Goeckingk-Festtage* statt. Den inhaltlichen Schwerpunkt bildeten dabei Kurzvorträge zu Goeckingks Leben und Werk am Abend des 17. Juli. Es sprachen: *Dr. Golz*: Goeckingks Bedeutung in der deutschen Literatur – *Dr. Kuhlbrodt*: Goeckingk und seine Zeit – *Günther Wolfram*: Journal von und für Deutschland – *Dr. Becker*: Goeckingk als preußischer Staatsbeamter – *Dr. Sigrid Goeckingk*: Das Verhältnis zwischen Goeckingk und Voß.

Was noch stattfand: Jahreshauptversammlung 1998

Unsere diesjährige Jahreshauptversammlung fand am 7. November in Eutin statt. Nach bewährtem Brauch folgte ihr wiederum eine öffentliche Vortragsveranstaltung: Prof. Dr. Ernst-Richard Schwinge (Universität Kiel) sprach zum Thema *Goethe und die Poesie der Griechen*.

Was nicht stattfand: Voß-Seminar in Neubrandenburg

Aus organisatorischen Gründen leider nicht durchgeführt werden konnte das in unserem vorigen Heft angekündigte Voß-Seminar in Neubrandenburg. Mittelfristig ist geplant, ein ähnliches Seminar zunächst in Eutin zu erproben und anschließend an anderen Voß-Orten zu wiederholen.

Was noch fehlte: Die Voß-Gesellschaft im Internet

Computer-Besitzer mit Internet-Anschluß können unsere Gesellschaft ab sofort über die Homepage der Eutiner Bibliotheken (<http://www.bibliothek-eutin.de>) erreichen. Wie so viele Seiten im Netz, sind auch die unsrigen noch im Aufbau begriffen und bieten zunächst nur eine kurze Selbstdarstellung, den Text der Satzung sowie Informationen über die Veröffentlichungen der Gesellschaft. Für die Zukunft sind allerdings Erweiterungen geplant – unter anderem sollen auch ausgewählte Beiträge aus den *Vossischen Nachrichten* online zur Verfügung gestellt werden. Die e-mail-Adresse der Voß-Gesellschaft lautet: voss@bibliothek-eutin.de.



Voß – Kant – Zauberflöte

Die Kombination dieser drei Namen läßt Skepsis aufkommen. Was haben Voß und Kant mit einer Märchenoper zu tun?

Das Licht der Überzeugung
ist heitren Forschens Lohn.
Doch schwüle Herzensneigung
heißt dir Religion.

Dieser Vers von Voß diene als Programm und Motto unserer Untersuchungen zur Beantwortung der eben gestellten Frage.

Mißtrauen und Verdacht liegen auch in der Forschung oft dicht beieinander und führen gelegentlich zu überraschenden Ergebnissen. Am Beginn meiner Beschäftigung mit Mozarts Oper stand Mißtrauen gegenüber dem, was sich in 200 Jahren *Zauberflöte* (Uraufführung am 30. September 1791, neun Wochen vor Mozarts Tod) an unterschiedlichsten Interpretationen angesammelt hatte. Mißtrauen, das mit der Beobachtung wuchs, daß keine dieser Interpretationen eine plausible Verbindung zur Zeitgeschichte herstellen konnte. Im Gegenteil: Sie verrieten mitunter den krampfhaften Versuch, etwas heranzuziehen, was ihr Autor eigentlich selbst nicht glauben konnte. Die Absicht, den Besucher der Oper auf eine falsche Fährte zu führen, war gelegentlich offensichtlich. E.T.A.Hoffmann hat solchen "Interpretationen" oder Verstellungen eine köstliche Satire gewidmet. Mißtrauen schließlich gegenüber unseren heutigen Umdeutungen. Ich erinnere nur an die jüngste Fernsehproduktion, bei der Sarastro als faschistischer Diktator auftreten mußte, die Priester kalaschnikowbewehrte Hitlerjungen abgaben, die Drei Damen waren sinnigerweise in der Halbwelt angesiedelt, die Königin der Nacht deren Chefin, und Tamino agierte schließlich als Mörder Monostatos'. Genickschuß natürlich. Faschist ermordet Schwarzen; eine verstiegen modernistische Plausibilität bis zum Exzeß gesteigert. Gleichzeitig mit dieser Produktion erschien eine Einspielung des Werkes auf historischen Instrumenten, bei der nicht nur der originale Text, das Mißverständnis beweisend, verändert, sondern auch ein geradezu ärgerliches Begleitheft mit hergesuchten Interpretationen mitgeliefert wird. Besserer Beweise des allgemeinen Unverständnisses der *Zauberflöte* bedarf es nicht. Man weiß mit dem Text nichts anzufangen, und da ist jede noch so dümmliche oder absurde Interpretation möglich oder sogar willkommen.

Vergegenwärtigen wir uns, daß dieses so schmächtig beurteilte Werk der Abgesang eines Komponisten ist, der sich sowohl was das Musikalische anbelangt als auch hinsichtlich Text und Handlung höchste Anforderungen stellte und diese perfekt erfüllte! Hinsichtlich der *Zauberflöte* setzt man eine Schlampigkeit von Librettist und Komponist voraus, ein Vorurteil, das auf gründliche Unkenntnis der historischen Voraussetzungen des Werkes und seiner ideengeschichtlichen Verflechtungen schließen läßt.



Abb. 1: Der große Wasserfall und der Eingang zur Illuminatenhöhle am Felberbach bei Aigen (Kupferstich nach Ferdinand Runk, ca. 1800). Die Situation ist bis heute wenig verändert. Von der Tür ist nur eine eiserne Angel übriggeblieben. Der Bach fließt heute bei normalem Wasserstand durch die Höhle.

Mein Mißtrauen wandelte sich in Verdacht, als ich auf einen Stich stieß, und zwar in einem seltenen Exemplar eines Buches aus dem Jahre 1911 mit dem Titel *Bruder Mozart, Freimaurer und Illuminaten* von Richard Koch. Auf diesem Stich von Ferdinand Runk ist ein Wildbach mit Wasserfall zu sehen, rechts des Wasserfalles eine große Tür, die offensichtlich einen Höhleneingang verschließt, beides eingebettet in eine "wildromantische Berglandschaft". So wird die Szene in der Literatur seit Ende des 18. Jahrhundert charakterisiert (Abb. 1).

Das Bühnenbild des Finales der *Zauberflöte* zeigt dieselbe Naturszenerie mit Wasserfall, Höhle und Tür. Und daß Stich und Bühnenbild nach der Natur geschaffen wurden, kann man noch heute sehen, wenn man von Schloß Aigen bei Salzburg den Felberbach hinaufwandert. Unterschiede ergeben sich aus der Distanz von 200 Jahren. Aber selbst die alte eiserne Angel der von Runk gezeichneten Tür ist noch heute vorhanden, der Tür, die auch auf dem Bühnenbild erscheint. Man kann sogar den vorderen Teil der Höhle noch betreten. Der untere Teil ist inzwischen leider mit Geröll zugeschüttet. Koch nennt ein Hochwasser vor etwa hundert Jahren als Ursache (Abb. 2).

In Konsequenz dieser Entdeckung stellte sich die Frage, ob auch die anderen Bühnenbilder der Uraufführung nach der Natur geschaffen wurden, bzw. Abbildungen von seinerzeit existenten Szenerien sind, also eben nicht der Phantasie eines Bühnenbildners zuzuschreiben, sondern ganz schlicht Wiedergabe existenter Vorbilder.

Meine Untersuchungen haben ergeben, daß sämtliche Bühnenbilder einschließlich des Titelkupfers des originalen Textbuches Szenen von Schloß, Park, einem "Götterhain" mit Freundschaftstempel von Schloß Aigen bei Salzburg darstellen. Sogar der Hintergrund des bekannten Stiches, auf dem Papageno dargestellt ist, zeigt eine seinerzeit vorhandene Anlage. Papageno weist mit der linken Hand einladend auf einen Hügel, der von einem Monopteros bekrönt wird. Es handelt sich, wie ich anhand von alten Karten und Beschreibungen feststellen konnte, um den sog. Freundschaftshügel mit "sacrum amicitium", also einem Freundschaftsheiligtum. Der Hügel liegt direkt vor Schloß Aigen. Und an der Stelle, wo einst das Tempelchen gestanden hat, lassen sich Mauerreste nachweisen. Noch heute kann man die Treppe sehen, die auf einem 1794 entstandenen Stich für einen Nachdruck des Wiener Textbuches, der in Leipzig verlegt wurde, noch deutlicher dargestellt ist, der Treppe, die zum sacrum amicitium hinaufführte (Abb. 3).

Auf diese Weise lassen sich sämtliche Bühnenbilder erklären.

Die mit den Begriffen "Natur, Vernunft, Weisheit" versehenen Frontispize der drei Tempel des Bühnenbildes (zum 1. Akt, 15. Auftritt) waren offensichtlich im "Götterhain" vorhanden. Die Arkaden sind Teile des Schlosses, sogar die Rautentür dieses Bühnenbildes (zum 2. Akt, 25. Auftritt) ist noch heute vorhanden. Ein anderer Tempel mit Teich eines anderen Bildes (zum 2. Akt, 18. Auftritt) ist auf einem Stich von Ferdinand Runk aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts zu sehen. Das Staatsarchiv Salzburg



Bühnenbild der Uraufführung zum II. Akt, Finale: Wasserfall und Höhleneingang entsprechen der Situation bei Aigen. Darüber steht die Marmortafel mit dem Text des “Gesanges der Geharnischten”. Die Szene vermittelt einen Eindruck von den Riten, die bei den Salzburger Illuminaten zelebriert wurden.

besitzt sogar eine Skizze des Götterhaines. Allerdings sind sowohl der Begriff “Götterhain” wie auch seine damalige Funktion in Salzburg heute nicht mehr bekannt. Auch der auf alten Karten eingezeichnete Name “Freundschaftshügel” ist wie seine frühere Funktion in Vergessenheit geraten.

Hier, in der Umgebung des Schlosses Aigen, existierte also ein “Götterhain” mit Wegen, Grotten, Teichen, Obeliskten, Säulen, griechischen Tempeln, römischen Rotunden und Statuen, also ein illustres Ensemble von baulicher Symbolik, wie es sich auch an einigen anderen Orten aufklärerische Freimaurer geschaffen hatten. Im vorliegenden Fall waren es vermutlich zwei Besitzer, die sich hier als Symbol-Architekten betätigten. Der eine war Basil von Amann (1756-1785), Illuminat, und der andere Joseph Ernst von Gilowsky (1738-1789), der als Fürstbischöflich-Salzburgischer Gesandter in Bayern 1778 unter dem Decknamen “Seth” in München Illuminat wurde, in die Loge “Zur Behutsamkeit” eingetreten war und 1784 Meister vom Stuhl der Salzburger Illuminatenloge “Zur Fürsicht” wurde.

Jedenfalls legten die beiden illuminatorischen Besitzer Aigens einen Park an, der mit freimaurerischen und antiken Motiven ausgestattet war. Die Anlage geriet zu einem "Götterhain" nach illuminatorischen Gesichtspunkten. Gilowsky starb 1789. Sein "Grabmal mit Urne" befand sich ebenfalls in diesem Park.

Joseph Ernst von Gilowskys "Grabmal mit Urne" erscheint auf dem Titelkupfer des Textbuches und auf einem der Bühnenbilder, merkwürdig vor den Arkaden positioniert. Daß sein Grabmal gleich zweimal für die Zauberflöte abgebildet wurde, belegt die besondere Bedeutung von Aigen und seinem Besitzer für die Autoren des Werkes.

Schloß und Park Aigen waren Treffpunkt der Illuminaten, von denen wir aus der Geschichte so gut wie nichts erfahren haben, und wenn, dann nichts Gutes. So schreibt Pichler in seiner Salzburger Landesgeschichte, daß sie unweit des Schlosses Aigen, in einer Naturhöhle, die Hexenloch genannt wurde – heute heißt sie Illuminatenhöhle – daß dort in dieser Höhle die Illuminaten unbeschreibliche Initiationsriten veranstaltet hätten. Für Pichler handelte es sich offenbar um Anstößiges, das gegen Sitte und Anstand verstieß und ganz unverständlich war. Nun ist es in der Zauberflöte genauso anstößig und dem heutigen Verständnis unbegreiflich. Daß Tamino und Pamina, unverheiratet, leicht bekleidet und ohne Sandalen, um die Kühle und das harte Geröll hautnah zu fühlen, durch die Höhle gehen, mag ja noch hingehen; daß dieses jedoch zwecks Prüfung und als Einweihungsritus vollzogen wird, bleibt unserem Verständnis schleierhaft, wobei auch noch die Tür nach ihnen geschlossen wird, die Tür, die wir auf dem Bühnenbild und auf dem Stich von Runk sehen. Das einst mit antiken Figuren geschmückte Frontispiz über dem Höhleneingang, das ebenfalls im Kupferstich des Textbuches nachzuweisen ist, hat der nachfolgende Besitzer, Ernst von Schwarzenberg, späterer Bischof von Raab in Ungarn, entfernen lassen, wie auch alles andere, was an Freimaurer und Illuminaten erinnerte. Die Illuminatengrotte und alle Freimaurerei sollten in Vergessenheit geraten. Ersatzweise wurde in der Schloßkirche eine Grotte gleich im Eingang installiert. In dieser Grotte steht die Heilige Mutter Gottes, über ihr die Worte: Ich bin die Unbefleckte Empfängnis.

In der Naturhöhle brauste und braust ein Wasserfall, ein kalter Wind weht, und irgendwo hatte man zur Einweihung der Neophyten als dritten Schrecken auch noch ein prasselndes Feuer angezündet. Damit entsprach das Szenarium dem, was wir aus Wielands *Dschinnistan* kennen. Und eben aus der *Zauberflöte*, wo die Regieanweisung lautet: "Die Thüren werden nach ihnen zugeschlagen; man sieht Tamino und Pamina wandern; man hört Feuergeprassel, und Windegeheul, manchmal auch den Ton eines dumpfen Donners, und Wassergeräusch. Tamino bläst seine Flöte..."

Platons Höhlengleichnis mag bei allem Pate gestanden haben. Philosophie als action, als theatralische Inszenierung eines Ritus, die sich für eine Übertragung auf das Theater geradezu anbietet. Und Emanuel Schikaneder, wesentlicher Gestalter des Textes, hatte im Jahre 1780 die Theatersaison in Salzburg eröffnet und in den folgenden

Jahren die Stadt regelmäßig besucht. Man muß ihn wohl auch in dieser Aigener Illuminaten-Szene sehen. Daß er in der "Bölzel-Schießkompagnie" engsten Kontakt mit den Mozarts hatte, ist bekannt, nicht dagegen die eigentlich interessantere Verbindung in den Logen. In diesem Falle ergab sich für Mozart die Möglichkeit, mit dem Texter ein Libretto auf gleicher ideologischer Basis zu entwickeln; für dieses in jeder Hinsicht problematische Vorhaben eine unerläßliche Voraussetzung.

Stehen die Bühnenbilder in engstem Zusammenhang mit den Zusammenkünften und Riten der Illuminaten, so muß der Frage nachgegangen werden, ob das Libretto der *Zauberflöte* die gleichen Kriterien und entsprechende Funktionen aufweist.

Rufen wir uns zunächst die wesentlichen Züge der politischen Lage jener Jahre in Erinnerung.

Im Jahre 1773, unmittelbar nach der ersten polnischen Teilung, wurde der Jesuiten-Orden durch Papst Clemens XIV. aufgelöst. Aus Spanien waren die Jesuiten bereits 1769 brutal vertrieben worden. Die Organisation des Ordens wurde in den katholischen Ländern zerschlagen, der Besitz verstaatlicht. Die Fratres und Patres blieben jedoch weitgehend in wichtigen Positionen, weil sie so schnell nicht zu ersetzen waren, und weil ihr Einfluß überall, besonders an den Höfen, sehr groß war. Sie waren Lehrer, Professoren, Verwaltungsbeamte, Juristen, Erzieher der Prinzen, Zensoren und Beichtväter der Fürsten und deren Frauen. Auch in Wien trat Staatskanzler Kaunitz gegenüber Maria Theresia für ihre Weiterverwendung ein. Das trifft auf Bayern in noch stärkerem Maße zu, denn in Wien war wenigstens die Zensur in Händen der Aufklärer: Gottfried van Swieten, vermutlich Illuminat, als Präsident der Zensurkommission, und Joseph von Sonnenfels, der wenig später Großmeister der Wiener Distriktsloge im Orient wurde, in der die beiden Wiener Illuminatenlogen arbeiteten. Van Swietens Vater Gerard hatte das Zensorenamt schon vorher viele Jahre reformerisch besorgt.

Eine Liberalisierung des öffentlichen Lebens zeichnete sich trotz der Auflösung des Ordens nicht ab. Die Zensoren mußten zwischen den Direktiven des Hofes, ihren eigenen Intentionen und der intoleranten Kritik der Kleriker geschickt lavieren, um überhaupt überleben zu können. Es gibt eine umfangreiche Literatur darüber (z.B. Edith Rosenstrauch-Königsberg: *Freimaurerei im Josephinischen Wien*. Wien 1975).

Im Jahre 1776 gründete in Ingolstadt der Exjesuit Johann Adam Weishaupt den Illuminatenorden als Geheimbund mit dem Ziel, von religiösen und ideologischen Vorurteilen freie, "edelmütige", kritische und selbstkritische Menschen zu finden, zu sammeln und heranzuziehen. Die Mitglieder sollten sich mit Philosophie, Dichtung und Naturwissenschaften beschäftigen und sich auf führende Aufgaben in Gesellschaft und Staatsapparat vorbereiten. Es sollte eine geistige Elite mit hohen moralischen Ansprüchen entstehen. Auf diese Weise hoffte man, allmählich die Regierungsformen zu modernisieren und menschenwürdige Verhältnisse in Staat und Gesellschaft herbeizuführen. Staats- und Kirchenkritik sollte unterbleiben. Denn das wird in allen Schriften

deutlich: Die Position gegenüber der Kirche war für die Illuminaten kein Diskussionssthema mehr. Die Positionen waren klar. Und doch war die Kirchenkritik ein bevorzugtes und beliebtes Thema, besonders in Wien. Wie berichtet wird, verstand man es, "verdeckt" darüber zu reden, also in Gleichnissen, in Fabeln oder Allegorien. Jeder, der genauer hinhörte, mußte es verstehen. So berichtet es der reisende Illuminatenapostel Friedrich Münter in seinen Aufzeichnungen über die Sitzungen der Wiener Illuminatenlogen. Und daß der Absolutismus, so aufgeklärt er sich gelegentlich gab, keine Regierungsform auf Dauer sein konnte, darüber war man sich auch einig. Christoph Martin Wieland hat in seinem *Goldnen Spiegel* 1771 Staatslehre, Naturverständnis und Religionskritik der Illuminaten vorweggenommen und zudem einen Geheimbund der Aufklärer beschrieben. Weishaupt fußte wesentlich auf Wielands Ausführungen und verordnete daher den Ordensmitgliedern den *Goldnen Spiegel* als Pflichtlektüre, zu der auch Lessings *Nathan der Weise* gehörte. Über die Analogien des letztgenannten Werkes zur *Zauberflöte* wäre ein eigenes Referat zu halten.

Ist die *Zauberflöte* eine "verdeckte Rede" über religiöse Sachen im Stil der Wiener Illuminaten? Ist die Oper eine Rede der Wiener Illuminaten?

"Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen... Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung." In diesen Gedanken Kants kristallisiert sich die Kritik der Aufklärung an einer Kirche, für die unbegreifliche Glaubensinhalte, Himmelfahrt, leibliche Himmelfahrt Marias, unbefleckte Empfängnis, nicht nur Jesu, sondern auch Marias, Erbsünde, Buße, Vergebung, Beichte und Absolution, Transsubstantiation und Unfehlbarkeitsanspruch der Bevormundung des Menschen dienten. Dem steht nicht entgegen, daß die Unbefleckte Empfängnis Marias erst 1854 und ihre Himmelfahrt erst 1950 dogmatisiert wurden, die Unfehlbarkeit im Jahre 1870. Die von den Jesuiten kreierte Volksfrömmigkeit feierte die entsprechenden Feste schon lange vorher. Wer den Dogmen nicht glaubte, galt der Kirche als Ketzer und wurde bestenfalls nur enteignet und vertrieben. Die Vertreibung der Salzburger Protestanten war erlebnismäßiger Background der Mozarts. Ein Sechstel der Gesamtbevölkerung des Erzstiftes Salzburg war 1732 vertrieben worden, nicht nur Protestanten, sondern auch Katholiken, die nicht regelmäßig zu Messe und Beichte gingen. So berichtet es jedenfalls Lorenz Hübner, ein Freund der Mozarts, in seiner *Beschreibung des Erzstiftes Salzburg* von 1793. Die Exulanten zogen bekanntlich nach Preußen, also Ostpreußen, wo Kant wenige Jahre später an der Königsberger Albertina zu lehren begann. Die Kirche hatte die Ablehnung, die sie durch die Aufklärung erfuhr, selbst provoziert. Aloys Blumauer, Mozarts Bruder in der Schwesterloge, gibt in seinen Werken ein beredtes Zeugnis von dieser verbreiteten Distanz zum Klerus.

Hier stießen die Fronten unversöhnlich aufeinander, sogar innerhalb der Kirche. So war der Gründer der Salzburger Illuminatenkolonie, Benediktinerpater Schelle,



Abb. 3: Papageno weist fragend oder auch einladend auf das “sacrum amicitium” auf dem sog. Freundschaftshügel am Schloß Aigen bei Salzburg. Die Situation läßt sich aus den noch vorhandenen Resten, alten Karten und zeitgenössischen Beschreibungen rekonstruieren. Allegorisch meint die Darstellung den Übergang von längst überholten Denkmustern zu einer modernen Weisheitsreligion (Kupferstich des originalen Textbuches, 2. Auflage, ca. 1793).

stillschweigend geduldet oder sogar unterstützt von Fürsterzbischof Colloredo. Man gehörte als Illuminat also keineswegs zu einer linken Guerilla, sondern eher zu einer besseren Gesellschaft am Rande der Legalität, zu einem Orden, der ein ernstes Spiel mit den zukünftigen Möglichkeiten trieb. Ein allerdings sehr gefährliches, wie sich ab 1785 zeigte.

Goethe, Herder, Körner, wohl auch Beethoven, dessen Lehrer Neefe Gründer der Bonner Illuminatenkolonie war, Beethovens Freunde, Joseph Haydn, Pestalozzi, der bekannte Adolph von Knigge, Mozarts Freunde wie jener Fürst Lichnowsky, mit dem er nach Potsdam und Berlin reiste und der später Freund und Gönner Beethovens wurde, und – wenigstens dem Geiste nach – Johann Heinrich Voß, bei dem Friedrich Münter mehrere Tage weilte, allerdings anscheinend ohne Erfolg. Voß läßt sich bis heute nicht unter den eingeschriebenen Mitgliedern des Illuminatenordens nachweisen. Man kann ihn sich auch dort kaum vorstellen. Denn der Orden hatte neben seinen sicherlich auch für Voß akzeptablen Ansichten und Zielen eine rigide Form der Organisation und eine strenge Hierarchie mit drei unteren, drei mittleren und oberen Graden mit dem höchsten Führer, dem Rex. Die Priester der *Zauberflöte* entsprechen einem dieser Grade. Sie heißen dort auch Priester. Und Sarastro ist Rex, weswegen er auf einem königlichen Löwenwagen einzieht. Würden wir alle 2500 Mitglieder des Ordens kennen, müßte man wahrscheinlich die Frage stellen: Wer von der deutschsprachigen Intelligenz war denn nicht Illuminat!

Münter hat möglicherweise Voß angeregt, aufklärerisches Denken in Fabeln und anderen Formen beizusteuern. Auch das können wir in überlieferten Schriften des Ordensgründers nachlesen. Und Voß epigrammierte: “Lächelnd wog in der Hand ein römischer Pfaf die Oblaten; Welchen, so sprach er, von Euch, Dingelchen, mach ich zum Gott.” So heißt es buchstabengetreu in der Königsberger Ausgabe seiner Gedichte von 1802. Das ist Kritik der Transsubstantiation auf den Punkt gebracht: Die Kleriker gaben vor, Gott herbeizaubern zu können. Das konnte ein Aufklärer nicht akzeptieren.

Ausführlicher und mit geradezu satirischer Schärfe geht Voß in den *Lichtscheuen* vor. Die katholische Kirche verbreitet hier die Nachtreligion; ihre Hierarchie wird von den Nachtvögeln gebildet, allen voran dem Uhu. Demgegenüber stehen die Tagvögel mit dem Adler als unangreifbarer und souveräner Leitfigur und als Allegorie der Reformation. Es ist kein Zufall, daß in diesem “Epos” an mehreren Stellen der Begriff Illuminat vorkommt. Die Fabel stellt jesuitisch-katholische Denkmuster der Illuminatenideologie gegenüber.

Aufklärung war dieser Epoche kein nebulöser Rückgriff auf die Natur, wie man uns das in der Schule beigebracht hat, sondern inhaltliche und fundamentale, auch scharf aggressive Kritik und Bloßstellung der Dogmen, die man lediglich als Mittel zum Zwecke des Abhängigmachens sah. Das Unglaubliche der Glaubenslehre verdammt sozusagen die menschliche Vernunft, diffamierte das Denken an sich als anti-religiös, während die Aufklärer gerade im Denken des Menschen und in seiner Fä-

higkeit zu Reflexion das Göttliche sahen. Hier treffen wir auf ein wesentliches Thema der *Zauberflöte*. Wenn sich Monostatos und Papageno das erste Mal begegnen, halten sie sich gegenseitig für den Leibhaftigen: “Das ist - der Teu - fel si - cherlich” rezitieren sie. Später erkennt Papageno, daß es den gar nicht gibt. Engel auch nicht. “Nichts lehrten sie uns”, urteilt er über die drei Knaben, die Tamino und Papageno auf ihrem so gefährlichen Weg in Sarastros Reich umschweben sollten; das hatten die Drei Damen versprochen. Daraus wurde nichts. Sie können auch nicht fliegen, sondern kommen auf einem Flugwerk daher. Der erste Ballonaufstieg in Wien war im Juni 1791 erfolgt. Später wandeln sich die engelhaften Knaben in Genien, die den rechten Weg der Neophyten begleiten. Wegen der Identifikationsprobleme dieser “Figuren” sind sie in der Besetzungsliste der Uraufführung erst gar nicht aufgeführt. Jede Benennung hätte das Publikum nur irregeführt.

Gehen wir kurz auf Voß’ Stellung zur katholischen Kirche ein, soweit wir sie für die Interpretation der *Zauberflöte* heranziehen können.

In den *Lichtscheuen* wird auf die auf Mariana zurückgehende Staatslehre der Jesuiten angespielt, nach der die Kirche berechtigt ist, einen ketzerischen Monarchen zu beseitigen. Ein “Bösewicht” ist ein Herrscher immer dann, wenn er Ketzer – also Protestanten, Juden, alle Arten von Akatholiken – nicht verfolgt, mit “Schwert, Rad und Galgen” ausrottet, wie es der Münchener Klerus 1786 vom Kurfürsten in bezug auf die Illuminaten forderte. Kurfürst Karl Theodor erließ dann die entsprechenden Mandate, die sogar diejenigen mit der allerschwersten Strafe bedrohten, die sich einer unterlassenen Denunziation der Illuminaten schuldig machten. Illuminaten und Freimaurer stoben verstört nach allen Seiten auseinander. Viele Existenzen wurden vernichtet, Familien auseinandergerissen, die Inquisition griff fast täglich zu. Verhaftungen und Prozesse verbreiteten Terror. Auch Friedrich Münter mußte nachts fliehen, nachdem er von seiner bevorstehenden Verhaftung erfahren hatte. Einige flohen nach Salzburg, so auch Lorenz Hübner, der dort mit Vater Leopold Mozart in Kontakt kam. Hübner war auch Illuminat, gründete in Salzburg die *Oberdeutsche Staats- und Literaturzeitung* und veröffentlichte darin ein Pamphlet, das Mozart verfaßt und auf dem Karneval im Redoutensaal der Hofburg, als indischer Philosoph maskiert, verteilt hatte. Vater Mozart gab das Flugblatt an Hübner weiter. Es handelt sich anscheinend um Mozarts Reaktion auf das zweite Freimaurerpatent des Kaisers Joseph II. (1785). Dieses Dekret hatte zum Ziel, die Illuminaten organisatorisch mit den anderen Logen zusammenzufassen und sie dadurch in die Minderheit zu zwingen. Es gelang. Wenige Monate später war die Illuminatenszene in Wien zerschlagen. Der führende Kopf, Ignaz von Born, resignierte, von Sonnenfels gab auf und schloß sich anderen Kreisen an, und Gemmingen, seit Mannheim mit Mozart befreundet, Meister vom Stuhl von Mozarts Loge, versuchte vergeblich, eine neue Basis der zusammengewürfelten Brüder herzustellen. Es mißlang. Ab 1786 gab es in Wien keine illuminatorische Arbeit mehr. Die Loge “Zur Wahrheit” löste sich schließlich 1789 auf.

Hier in Wien geschah auf etwas gemäßigtere Art das, was in München brutaler vor

sich ging. Die gezielte Verfolgung der Illuminaten begann in Wien erst nach Mozarts Tod unter Kaiser Franz II. im Jahre 1794. Wenige Wochen nach Mozart war auch Kaiser Leopold II. plötzlich gestorben. Auf ihn hatten die fortschrittlichen Kreise, zu denen wir auch den großen Teil der Freimaurer und die Illuminaten zählen, große Hoffnungen gesetzt. In Bayern drehte sich das Rad der Geschichte erst wieder unter Kurfürst Maximilian Joseph von Pfalz-Zweibrücken vorwärts, als der emigrierte Illuminat Montgelas zurückkehren konnte und als höchster Minister die überfälligen Reformen einleitete. Auch Johann Heinrich Voß wollte im bayerischen Würzburg im Bildungsbereich mitwirken. Da war ihm jedoch der Salzburger Illuminat Joseph Wismayr zuvorgekommen. Der hatte übrigens den Wahlspruch: Die Wahrheit und nichts als die Wahrheit! Pamina zitiert dieses Wort in der Zauberflöte.

Greifen wir noch einmal auf: Bei Voß, Lessing, Goethe, Herder und vielen anderen Autoren treffen wir auf diesen Vergleich: Die jesuitisch geprägte katholische Kirche verkündet die Nachtreligion. Für sie sind die Kleriker Obskuranten, "Nachtvögel", zumal die Jesuiten, die zu allen unakzeptablen Lehren und Dogmen auch noch Maria als Supermedium des Glaubens anpriesen, als Mittlerin, die in der Hierarchie zwischen Papst und Jesus angesiedelt wurde. In der Gestalt Marias gipfelte alles.

Der Theaterbesucher des Jahres 1791 sah auf den ersten Blick beim Erscheinen der Königin der Nacht, daß es sich um eine Allegorie auf die Kirche in der Gestalt Marias handelte, denn sie erschien im Sternengewand und kam von oben herab so, wie sie in jeder katholischen Kirche zu sehen war und heute noch zu sehen ist. Außerdem haben bei der Inszenierung ihres Auftritts die legendären Marienerscheinungen als Muster gedient.

Goethes Entwurf zum Bühnenbild der Weimarer Aufführung der *Zauberflöte* für die Königin der Nacht könnte man geradezu als Marienaltar ausgeben. Das Theaterkostüm der Drei Damen läßt sich von der Tracht der Jesuiten ableiten: schwarzer Rock und Mantel mit breitrandigem Hut oder viereckiger Kappe, wie noch in Meyers Konversations-Lexikon von 1874 nachzulesen. Schikaneder wählte die damenhaftere Kappe. Die weißen Bordüren erinnern an die weißen Kordeln, mit denen Mönchskutten zusammengehalten wurden. Dem Wiener Theaterbesucher von 1791 war die Aufmachung vom Straßenbild her vertraut. Für das Wiener Publikum war die Identifikation umso einfacher, als die Königin der Nacht zunächst ganz akzeptabel redet. Sie appelliert an Taminos edle Gefühle und Absichten. Die Drei Damen sind ihre Priester. Sie können Schuld vergeben, also die Absolution erteilen. Erst später fällt die moralische Fassade der Königin der Nacht. Sie fordert ihre Tochter, die Gemeinde also, zum Mord an Sarastro auf. Die Szene der Oper schildert nichts anderes als die Realität: die Aufforderung der Kleriker zur Verfolgung der Illuminaten.

Daß das Wort Papa der Titel des Papstes war, wußte auch jeder Wiener. Der Papst war 1782 vier Wochen in Wien gewesen und 250 000 Leute hatten "Papa, Papa" geschrien, nicht anders als bei heutigen Papstvisiten. Und wenn Papagena und Papageno im Finale ihr albernes Pa-pa-pa-pa-pa-pa-geno seiten- und minutenlang plappern, wird



Abb. 4: Illuminatenapostel Friedrich Münter als Bischof von Seeland/Dänemark. Münter besuchte Voß, ohne ihn zum Beitritt in den Geheimbund bewegen zu können. Dennoch: die beiden müssen sich gut verstanden haben.

auf diese Begebenheit angespielt, die Mozart seinerzeit als “lustig” empfand, während uns ein peinliches Gefühl beschleicht; Mozart hätte sich wenigstens diese Plattheiten ersparen können. Dabei war es nichts anderes als frech-provokantes Kabarett.

Papageno bezeichnet also einen Menschentyp, der kritiklos daherlebt und alles akzeptiert, was ihm aus Rom gesagt wird. Papageno ist Gattungsname für die Anhänger des Papstes: wörtlich “Volk des Papstes”.

Papageno trägt ein Federkleid, weil man vor der Zensur sagen konnte, Papageno kommt von Papagei. An den Papst haben wir überhaupt nicht gedacht. Dummer Zufall!

Papageno verkörpert eine primitive Natur. Der historische Bezug: Gerade in jenen Jahren beschäftigte sich die Intelligenz mit der Frage, ob Religionen in Analogie zur kulturellen Entwicklungsstufe eines Volkes gesehen werden müßten. Georg Forster, Pastorensohn aus dem Danziger Werder, gleichzeitig mit Mozart in eine der beiden Wiener Illuminatenlogen eingetreten, hatte eine dreijährige Reise mit James Cook um die Welt gemacht und darüber einen "philosophischen Reisebericht" veröffentlicht, wie er ihn nannte. Darin berichtete er von fremden Kulturen, etwa den Menschenfressern auf Neuseeland und deren Götzendienst. Aus solchen Berichten folgte man, daß auch das Christentum ursprünglich dem Kulturstadium vor 2000 Jahren entsprochen hatte, also im wesentlichen einem Hirten- und Nomadenstadium. Daher ist Papageno ein ungebildeter Jäger, der vom Tauschhandel lebt. Er vertritt einen naiven, unkritischen Glauben, wie dem ersten Dialog mit Tamino zu entnehmen ist. Deshalb hat Tamino Zweifel, ob er ihn als vollwertigen Menschen akzeptieren soll, denn zum Menschsein gehörte die Fähigkeit, sich kritisch mit religiösen Fragen auseinanderzusetzen: "Ich zweifle, ob du Mensch bist," sagt er.

Papageno muß, seinem Zivilisationsniveau entsprechend, geleitet werden. Außerdem spielt die Beziehung Tamino-Papageno auf die leitenden Funktionen der oberen Illuminatengrade an. Die unteren Grade sollten den höheren folgen und gehorchen. Das Libretto geht auch in den Figuren der Sklaven auf Probleme ein, die sich im Zusammenhang mit solchen autoritären Strukturen ergeben.

Monostatos' Name sagt nichts anderes: erste, unterste Stufe der Entwicklung, gleichzeitig aber auch Schwarzer. Und dieser Begriff bezieht sich nicht nur auf die Hautfarbe. Die "Schwarzen" sind noch heute die Kleriker. Und wenn er singt, daß er nicht lieben dürfe, "weil ich ein Schwarzer bin", haben die Wiener es zweifellos als Anspielung auf das Zölibat verstanden, das übrigens in Lorenz Hübners Salzburger Zeitung diskutiert und heftig attackiert wurde.

Bleibt uns noch der Name Tamino, bei dem Mozart in die Trickkiste seiner üblichen Krebswörter gegriffen hat. Man muß das Wort "Illuminat" rückwärts lesen. Die ersten beiden Silben ergeben als Krebs "Ulli". Dieser Name war selbstverständlich unbrauchbar. Die letzten drei Silben ergeben tanimu, geglättet und romanisiert Tamino. Diese Form kann man auch von vorne lesen. Bei Pamina ist es offensichtlich. Sie entwickelt sich von einer Pa-minata zu einer Illuminata. Jetzt verstehen wir auch, warum Pamina nicht Tamina heißt. Die Silbe "Pa" bezeichnet ihre Herkunft. Erst der Mordbefehl ihrer Mutter, der Königin der Nacht, bringt sie schließlich auf Distanz zu ihrer Kirche: "Götter, nein, das kann ich nicht!" – Wir dürfen es nicht mißverstehen. Der Ausruf "Götter!" ist nicht an die Auftragsinstanz gerichtet. Der Begriff meint ihre innere Stimme, das moralische Gesetz in ihr, wie Kant es formuliert. Pamina findet in diesem Augenblick ihre Religion in sich selbst.

Es handelt sich also bei den Namen der Hauptfiguren um ein Logogriph von höchster Raffinesse.

In den Hymnen der Oper wird immer wieder auf diese Idee angespielt: Das Göttliche ist im Menschen selbst. Wenn der Mensch danach lebt, „ist die Erd ein Himmelreich und Sterbliche den Göttern gleich.“ So heißt es in einer der Hymnen der Oper. In den erwähnten modernen Aufführungen hat man diesen so wichtigen Begriff „Götter“ in Paminas Widerspruchsmonolog weggelassen. Noch nicht einmal in diesem wesentlichen Punkt, in diesen grundsätzlichen Thesen der Aufklärung, hat man die Oper verstanden.

Die Aufklärung hoffte, die Unterschiede der Religionen und Ideologien mit Vernunft überwinden zu können, weil die Natur alle Menschen gleichberechtigt nebeneinandergestellt habe. Die Erde könne nur mit toleranter Weisheit glücklich regiert werden. Die Illuminaten bezogen sich in ihren Schriften immer wieder auf diese drei Begriffe: Natur, Vernunft, Weisheit. Die drei Tempel der *Zauberflöte* tragen diese Begriffe in ihrem Frontispiz.

In diesem Logos konzentriert sich, was die Aufklärung über das Göttliche sagen konnte. Gott hat die Menschen mit diesen drei Gaben beschenkt, wobei Natur die menschliche Natur, also seine Anlagen einschließt. Der romantische Naturbegriff ist hier nicht gemeint. Für die Aufklärer war der Mensch von Natur aus gut. Der Begriff Erbsünde war demzufolge widernatürlich, d.h. auch widergöttlich. Kant nannte es Zauber glauben oder Fetischismus glauben, wenn die Kirche lehrte, durch Gebete oder gute Taten Gott zu Wohlgefälligkeit zwingen oder veranlassen zu können, die Erbsünde nicht anzurechnen, die durch den Sündenfall dem Gläubigen anhaftet.

Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft war der Titel von Kants umfangreichem Essay zum Thema. Daß Kant dieses Werk verfaßte, als die *Zauberflöte* in sämtlichen Zentren Deutschlands aufgeführt wurde, ist kein Zufall, noch weniger, daß sich das letzte Kapitel dieser Schrift, „Vom Dienst und Afterdienst unter der Herrschaft des guten Prinzips, oder Von Religion und Pfaffentum“, wie ein Kommentar zur *Zauberflöte* liest. Die Oper wurde Anfang 1794 in Königsberg glänzend aufgeführt. Kants Schrift erschien 1793, 1794 bereits in zweiter Auflage. Kant wußte auch um den illuminatorischen Hintergrund des Werkes. Er geht in dieser Schrift daher auch auf die Illuminaten ein.

Dieser Essay brachte Kant ein königliches Schweigegebot in Sachen Religion ein, dem er auch entsprach, denn mehr als er gesagt hatte, war zu sagen nicht nötig. Voß kommentierte: „Den harten Verfügungen gegen evangelische Freiheit, die zur Herstellung der ‚wahren Kirche‘, geheime Urheber durch Wöllner und andere zu erschleichen wußten, gaben die Pfäflinge lauten Beifall“ (Kommentar zu *Der Dorfpfaff*. Voß: Gedichte. Bd. 4. Königsberg 1802, S. 364).

Voß kann man eine direkte Reaktion auf die *Zauberflöte* nachweisen. Es handelt sich um die Szene, in der die Drei Damen Tamino und Papageno vor den Illuminaten waren:

Tamino hör! du bist verloren.
Gedenke an die Königin!
Man zischelt viel sich in den Ohren
von dieser Priester falschen Sinn.
Man sagt, wer ihrem Bunde schwört,
der fährt zur Höll mit Haut und Haar.

Papageno: Das wär der Teufel! Unerhört!

Tamino: Geschwätz von Weibern,
von Heuchlern aber ausgedacht.

Papageno: Doch sagt es auch die Königin.

Tamino: Sie ist ein Weib, hat Weibersinn!

Es ist daran zu erinnern, daß mit den "Priestern" die höheren Grade der Illuminaten gemeint sind, die als "Bund" bezeichnet werden. "Weibersinn" bezeichnet lediglich das Denken der Kleriker, die hier wegen ihrer marianischen Prägung als feminin umschrieben werden. Diskussionen über die "Frauenfeindlichkeit" des Librettos erübrigen sich.

Voß hat es in seinem Gedicht *Die Versuchung* deutlich gemacht. Dort beginnen die Bekehrer wie die Drei Damen:

Ihr schwärmt zum Licht, wie toll hinaus!
Dort schnappt euch der leidige Satan!
Abtrünnige, kehrt in das Mutterhaus!
Wir warnen euch! Hört euch den Rat an!

Das "Mutterhaus" für Kirche ist geradezu zauberflötisch.

Die "Kezer" antworten:

Das wär ein erstaunlicher Satan!

Sogar der Konjunktiv Papagenos findet sich bei Voß wieder.

Die Bekehrer drohen weiter:

Ein tausendkünstlicher Bösewicht
War stets ja der leidige Satan!
Nun läßt er das Dunkel und schleicht im Licht
als gleißender Illuminat an!

Die Kezer:

Das wär ein erstaunlicher Satan! ...

Die fast wörtlichen Analogien zwischen Voß und Schikaneder-Mozart und die Identität ihrer Aussagen stellen ihre Werke in einen unmittelbaren ideologischen Zusammenhang. Das, was wir von Voß schon kannten oder doch nicht anders erwarteten, finden wir auch in der *Zauberflöte*, wo wir es am allerwenigsten vermutet haben. Denn Mozart ist uns als Komponist von Messen, Kantaten, dem Requiem und dem

merkwürdigen *Ave verum* als gläubiger Katholik so vertraut, daß wir kaum bereit sind, dieses anscheinend so sicher begründete Standbild ins Wanken bringen zu lassen.

Allerdings wissen wir durch einen Bericht seiner Schwägerin, daß sich die Kleriker weigerten, ihm die Sterbesakramente zu reichen, was Mozart zwar nicht wollte, seine Schwägerin ihm jedoch aus Sicherheitsgründen angedeihen lassen wollte. Wenn dieser Bericht nicht den Tatsachen entspricht, so läßt er doch auf erhebliche Spannungen zwischen Klerus und dem Hause Mozart schließen. In dem erwähnten Bericht bezeichnet Mozarts Schwägerin Sophie die Priester als "christliche Unmenschen".

Es könnte dem Ton entsprechen, in dem im Hause Mozart über den Klerus geredet wurde. Der Mozart-Biograph Volkmar Braunbehrens hat u.a. diesen Aspekt erstmalig 1975 zur Diskussion gestellt. Hier unterstellt er sogar Vater Leopold protestantische Ansichten. Eine spezielle Untersuchung zu diesem Komplex steht noch aus.

Voß in der *Versuchung* und den *Lichtscheuen*, Mozart-Schikaneder in der *Zauberflöte* und Kant in seinem Essay schlagen die gleichen Saiten an, jeder auf seine Weise. Voß treibt ein scheinbar vergnügliches Spiel mit der Nachtvogelallegorie. Er unterbricht es mit Hinweisen auf die Geschichte, indem er beispielsweise das Tridentinische Konzil beschwört, auf dem die Ketzerverfolgung abgesegnet und weltweit als obligatorisch verkündet wurde. Oder wenn er das Bild eines illuminatorischen Fürsten vorstellt, der kirchlichem Bann verfällt, weil er die Anweisungen der Kleriker nicht befolgt.

Voß hat selbstverständlich wie das ganze protestantische Deutschland die Illuminatenverfolgungen in Bayern und Österreich zur Kenntnis genommen. Vermutlich kannte er auch die Hintergründe, wie jenes mehrbändige Werk *Etica christiana* des Exjesuiten Benedikt Stattler, das 1789 verlegt wurde, und in dem die Verfolgungstheorie in allen Varianten abgehandelt wurde; 1789, zwei Jahre vor der Uraufführung der *Zauberflöte* und mitten in der Münchener Illuminatenverfolgung. Stattler saß in München und war u.a. Präsident der Zensurbehörde. 1789 war auch das Jahr des Sturms auf die Bastille. Die Zeit kochte, brodelte, gärte. Als Vossens Fabel entstand, hatten bereits etliche Illuminaten mit Schwert und Galgen gebüßt und büßten noch in Kerkern, besonders in Ungarn und Italien. Daß auf dem bayerischen Index unter rund 2300 Titeln sich auch Sämtliches von Voß, Kant, Lessing, Goethe, Schiller, Herder und Friedrich dem Großen befand, leuchtet sofort ein. Aber auch die *Zauberflöte* befindet sich in dieser illustren Gesellschaft.

Schikaneder-Mozart lassen es auch nicht bei harmlosen Späßen. Den Mordbefehl der Königin der Nacht haben wir bereits erwähnt. Bei Mozart trägt Pamina den Konflikt aus. Sündenvergebung, Zölibat, vorurteilsfreies Denken gegen Bevormundung; alles wird in der Oper im Sinne der illuminatorischen Botschaft herangezogen, was immer bedeutet, daß die Kirche negativ gesehen wird.

Zum Beispiel Tamino, der zunächst unbekümmert den Anweisungen der Königin

folgt, mit Vorurteilen über Sarastro in dessen Reich eindringt und scheitern muß. Die Priester stoppen ihn, was er zunächst gar nicht verstehen kann. Er kommt doch mit besten Absichten! Er will die entführte Tochter der Königin aus den Händen des Bösewichtes befreien. Man beachte die Einzelheiten: Die Tochter wird nicht gewaltsam entführt. Die Königin sagt selbst lediglich: "Ein Bösewicht entfloh mit ihr. Noch seh ich ihr Zittern mit bangem Erschüttern, ihr ängstliches Beben, ihr schüchternes Streben. Ich mußte sie mir rauben sehen. Allein, vergebens war ihr Flehen, denn meine Hilfe war zu schwach."

Dieser Text ist allegorischer Bericht über den Zustand der Kirche, die ohnmächtig zusehen muß, wie ihr die Menschen davonlaufen, zumal die geistige Elite, viele mit Zittern und Zagen und mit schlechtem Gewissen, genauso, wie die Königin es beschreibt. Ihr Gespräch mit Pamina (2. Akt, 8. Auftritt) hat denselben Inhalt. Der siebenfache Sonnenkreis als Weisheitssymbol ist auf Sarastro übergegangen. Göttliches ereignet sich bei den Illuminaten.

Es gibt einige Hymnen in dieser Oper, pathetische Hymnen, die sich auf diesen sakralen Bereich beziehen. "In diesen heiligen Hallen", "O Isis und Osiris", "Bald prangt den Morgen zu verkünden", und der Lutherchoral "Ach Gott vom Himmel sieh darein", der von den Interpreten tunlichst übergangen wird. Mozart singt auf diese Melodie einen leicht veränderten Text aus dem *Sethos*-Roman des Jean Terrasson: "Der, welcher wandert diese Straße voll Beschwerden, wird rein durch Feuer, Wasser, Luft und Erden. Wenn er des Todes Schrecken überwinden kann, schwingt er sich aus der Erde himmelan. Erleuchtet wird er dann im Stande sein, sich den Mysterien der Isis ganz zu weihn. -" Mozart hat in diesem Stück einen Satz aus der Motette *Jesu meine Freude* zum kompositorischen Vorbild genommen, nämlich den Satz "Gute Nacht, o Wesen, das die Welt erlesen." In der Oper steht der *Sethos*-Text auf einer Tafel über der Szene mit Wasserfall und Illuminatenhöhle, in der Mitte des Finales, als die Prüfung beginnt (s. Abb. 2).

Wer sich mit dem Illuminatenbund einläßt, geht einen Weg, der mit dem Tode bedroht ist: aktuelle Realität. Wer die Schrecken des Weges durch die Höhle überwindet, wird auch diese Todesdrohung bestehen. Der Luthertext lautet:

Ach Gott, vom Himmel sieh darein
und laß dich des erbarmen,
wie wenig sind der Heiligen dein,
verlassen sind wir Armen.
Dein Wort man läßt nicht haben wahr,
der Glaub ist auch erloschen gar
bei allen Menschenkindern.
Sie lehren eitel falsche List,
was eigen Witz erfindet;
ihr Herz nicht eines Sinnes ist
in Gottes Wort gegründet;...

Es folgen Strophen, die davon sprechen, daß sich die Verfolger der Gemeinde Recht und Gewalt unrechtmäßig angemäßt haben, ausgedachte Lehrsätze als allgemein verbindlich ausgeben: “Was wir setzen, das gilt gemein”, heißt es da. Mozart-Schikaneder greifen diese Gedanken im Schlußchor der Oper auf. Mit einer Proklamation neuer Werte wird eine Reform des geistigen und geistlichen Lebens angemahnt.

Das Lied wurde von den Protestanten in Zeiten der Verfolgung gesungen, selbstverständlich auch beim Auszug der Salzburger Protestanten im Jahre 1732. Mozart hat hier also jedem, der hören und noch ein wenig nachdenken kann, zu verstehen gegeben, daß die in der *Zauberflöte* verkündete Botschaft sich als Fortsetzung der Reformation versteht. Daß *Jesu meine Freude* eine Sterbemetete ist, wußte Mozart auch. Er hatte die Bachsche Handschrift zwei Jahre zuvor in Leipzig gesehen und sich eine Abschrift anfertigen lassen.

Man kann die *Zauberflöte* sowohl als Oper wie auch als szenisches Oratorium verstehen. Die textliche Gliederung entspricht den klassischen rhetorischen Regeln einer Rede, eines “Oratoriums”, Regeln, die Schikaneder als Theaterdichter und Mozart als Komponist des 18. Jahrhunderts selbstverständlich beherrschten. Ciceros *De Oratore* kannte jeder, der auf einer Lateinschule gewesen war.

Als Musikdrama, das von Handlung und Spannung lebt, wäre die Oper trotz einiger witziger Einfälle und Dialoge allenfalls Mittelmaß. Als szenisches Oratorium, als Rede über das zentrale Problem der Aufklärung im Sinne der Illuminaten, ist sie perfekt konzipiert, in allen Teilen verständlich und geradezu genial als Märchenoper getarnt. Der Text mußte an der Zensur vorbeigemogelt werden. Der Chef der Zensurbehörde war ein guter Freund Mozarts, Baron Gottfried van Swieten. Der mußte notfalls sagen können, daß er das Libretto als Variation zu Wielands *Dschinnistan* aufgefaßt habe. Van Swieten, der Wiens Botschafter in Berlin gewesen war, wurde noch am Todestage Mozarts völlig überraschend durch kaiserliches Handbillet von sämtlichen Ämtern entbunden.

Die jesuitischen Zensoren konnten die Aufführung der Oper in München auf Dauer nicht verhindern, zumal der Kurfürst sich allmählich gegen jesuitische Bevormundung behauptete. Leider sind über diese Münchner Aufführung keinerlei Einzelheiten überliefert. Das Textbuch wäre ein interessantes Studienobjekt.

In Prag wurde die gesamte Theatergesellschaft, die eine Aufführung der *Zauberflöte* vorbereitete, wegen “aufrührerischer Reden” verhaftet. Eben: es mußte die sinngemäße Inszenierung diskutiert werden, um die Botschaft verständlich zu machen.

Ich schließe mit einem Vorfall, über den Mozart wenige Wochen vor seinem Tode seiner Frau Konstanze berichtet hat. Er betrat während einer Aufführung der *Zauberflöte* im Wiener Freihaustheater zu Beginn des zweiten Aktes eine Loge, in der Bekannte saßen. Die Namen dieser Freunde hat Konstanze nach Mozarts Tod aus Angst vor Nachforschungen der Staatspolizei unkenntlich gemacht. Mozart schrieb: “Alle

Herren bezeugten sehr ihren Beifall, Nur er, der Allwissende, belachte alles.” Zuerst versuchte Mozart, diesen verständnislosen Besucher auf einige Reden aufmerksam zu machen. Nicht auf die Handlung, sondern auf die Reden! “Allein, er belachte alles.” Mozart geriet darüber dermaßen in Zorn, daß er befürchtete, ausfallend zu werden. Er beschimpfte diesen Bayern, wie er ihn nannte, mit “Papageno” und verließ die Loge. Er beschloß den Bericht mit dem Satz: “Aber ich glaube nicht, daß der Dalk es verstanden hat.” Nämlich die Bedeutung des Namens Papageno. Er titulierte ihn so, weil kirchenfromm, mit “Bayer” stellte er ihn in eine Reihe mit den Illuminatenverfolgern, und Dalk steht für Trottel. Mozart hätte sich keinesfalls so erregt, wenn es sich um eine harmlose Märchenoper gehandelt hätte.

Er setzte voraus, daß Konstanze alles verstand, den Papageno, den Bayern und seine Entrüstung. Sie wußte auch, wer mit dem “Allwissenden” gemeint war, den Mozart nicht namentlich genannt hatte. Eine plausible Erklärung dieses Briefes und einiger anderer entsprechender Briefe kann nur gelingen, wenn das historische Umfeld und Mozarts Position herangezogen werden. Wie nachzuweisen war, ist dann auch eine überzeugende Interpretation der *Zauberflöte* und die angemessene Würdigung ihrer Autoren möglich, eine Würdigung, die Schikaneder bis heute nicht erfahren hat; Konstanze Mozart übrigens auch nicht.

Ernst Helmut Perl



Zu einer neuen Edition der Werke und Briefe Ludwig Christoph Heinrich Hölty's (1748-1776)¹

Ludwig Christoph Heinrich Hölty gehört zu den Frühvollendeten in der deutschen Literaturgeschichte. Das kurze Leben – er wurde keine 28 Jahre alt – hat er mit einer Anzahl berühmter Dichter gemeinsam, mit Novalis, Wilhelm Hauff und Georg Büchner, doch sein Bekanntheitsgrad reicht kaum an diese Autoren heran. Dabei ist Hölty eines der ganz großen Talente der Literatur des 18. Jahrhunderts, unter den Mitgliedern des „Göttinger Hains“ gewiß das bedeutendste. Seine Biographie, die Herkunft aus einem protestantischen Pfarrhaus, das Theologiestudium und die Begeisterung für die zeitgenössische deutsche Literatur – vor allem für Klopstock, die ‚Zentralsonne‘ des Göttinger Dichterbunds – sind nicht außergewöhnlich, und sein Lebensgang ist denkbar arm an bedeutenden Ereignissen: Eine Reise nach Leipzig und eine nach Wandsbek, wo er Matthias Claudius und Klopstock begegnete, blieben die äußeren Höhepunkte seines Lebens.

Während seines Theologiestudiums, das er 1769 in Göttingen begonnen hatte, beschäftigte sich Hölty in unermüdlicher und umfassender Lektüre mit der schönen Literatur; er beherrschte mehrere Fremdsprachen und verdiente seinen Lebensunterhalt zeitweise mit Übersetzungen aus dem Englischen. Die Gründung des Hainbunds am 12. September 1772 und die Freundschaft mit dessen Mitgliedern war nach den vielfältigen Anregungen durch eigene Lektüre der entscheidende Anstoß zu seinem lyrischen Schaffen, das alle damals aktuellen Formen und Inhalte in sich vereinigt: Balladen, anakreontische Gedichte und vor allem formvollendete Oden, denen die Dichtung Hölderlins manche Anregung verdankt. Ausgehend vom Pathos der Oden Klopstocks entwickelt Hölty diese Gattung weiter zur Natur- und Stimmungslyrik der Empfindsamkeit, in der sich die vom großen Vorbild übernommenen Odenformen mit den neuen, ‚modernen‘ Inhalten verbinden. Auch in den Formen der Minnelyrik, die erst von den Romantikern nachhaltig wiederentdeckt wurde, hat Hölty sich versucht, und er, nicht Gottfried August Bürger, ist der eigentliche Begründer der deutschen Kunstballade: Sein *Töffel und Käthe* (1772) ist das erste deutsche Gedicht, das diese Gattungsbezeichnung im Titel führt.

Die Wertschätzung Hölty's reicht bis in unsere Tage, obwohl er nicht eigentlich populär geworden ist. Sein bekanntestes Gedicht ist gewiß *Der alte Landmann an seinen Sohn* mit dem Eingangsvers „Üb' immer Treu und Redlichkeit“, aber die wenigsten dürften diesen Text mit Hölty's Namen in Verbindung bringen. Unter den Schriftstellern hat er jedoch zu allen Zeiten seine Verehrer gefunden; Heinrich von Kleist und Novalis haben ihn geschätzt,² Nikolaus Lenau und Eduard Mörike haben ihm Gedich-

1 Ludwig Christoph Heinrich Hölty: Gesammelte Werke und Briefe. Kritische Studienausgabe. Herausgegeben von Walter Hettche. – Die Ausgabe erscheint voraussichtlich im November 1998 im Göttinger Wallstein-Verlag (ISBN 3-89244-076-X).

te gewidmet,³ und noch Johannes Bobrowski, einer der bedeutendsten Lyriker unseres Jahrhunderts, hat im Jahre 1965 ein Gedicht *An Hölty* geschrieben.

Über dem Gewicht des lyrischen Œuvres darf man indessen das Briefwerk Höltys nicht vergessen. Es zeugt von der herausragenden Stellung, die er im Kreis der Hainbündler einnimmt. Die ‚Schönen Wissenschaften‘ und die ‚Schönen Künste‘ bilden in seinem Denken eine selbstverständliche Einheit, und die Weite seines geistigen Horizonts unterscheidet sich grundsätzlich von dem eher beschränkten Gesichtskreis der übrigen Mitglieder des „Göttinger Hains“ mit ihrer „prahlende[n], ins Bardenkostüm lächerlich verkleidete[n] Deuschtümelei.“⁴ Freilich ist auch für Hölty wie für die übrigen Hainbündler Klopstock das verehrte dichterische Vorbild; von den wüsten, bis hin zur Bücherverbrennung reichenden Ausfällen gegen den als Antipoden Klopstocks begriffenen Wieland hat er sich jedoch weitgehend ferngehalten. Zwar eröffnet auch Hölty gelegentlich einen Brief mit der Formel: „Braga zum Gruß!“⁵ doch merkt man seinen oft erstaunlich humorvollen Briefen an, daß er es mit dem Bardengehabe so ernst nicht meint. Voß hebt das in der Einleitung zur Gedichtausgabe von 1783 mit Nachdruck hervor. Die heitere Distanz zu sich selbst und zu einem Kreis, dem er selbst angehört, ist bezeichnend für Höltys geistige Souveränität. Sein Denken wurzelt in der Aufklärung, zumal in ihrer britischen Ausprägung; nicht umsonst hat er Auszüge aus englischen Wochenschriften⁶ und den ersten Band der Werke Shaftesburys übersetzt.⁷ Von seiner Sprachkenntnis und seiner umfassenden Belesenheit wissen die Zeitgenossen Erstaunliches mitzuteilen. Er konnte Latein, Griechisch, Hebräisch, Englisch, Französisch, Italienisch und Spanisch, und sogar im „Syrischen und Arabischen“ hat er sich „einige Kenntniß erworben“, wie er in einem Brief an seinen Vater vom 6. Februar 1775 berichtet. Dem umfassend Gebildeten war der Umgang mit den Göttinger Freunden eindeutig nicht anspruchsvoll genug, und so verwundert es nicht, daß er in seinen Briefen immer wieder um die Freundschaft für „schöne Wissenschaften und Dichtkunst“ begeisterter Männer wirbt⁸ und Zugang zu einem in jedem Sinne weiten Kreis von Gleichgesinnten zu finden sucht. Im Jahr 1774 hat er eine Übersiedlung von Göttingen nach Hamburg erwogen,

2 Heinrich von Kleist: Brief an Wilhelmine von Zenge, 11. Januar 1801; Novalis: *Als ich an G. Höltys Gedichte schickte*.

3 Nikolaus Lenau: *Am Grabe Höltys*; Eduard Mörike: *An eine Lieblingsbuche meines Gartens, in deren Stamm ich Höltys Namen schnitt*.

4 Albrecht Schöne: Vorbemerkung des Herausgebers. In: *Gedichte aus dem Göttinger Hain. Faksimile-Drucke der Handschriften. Zur 200jährigen Wiederkehr der Gründungsfeier des Bundes. Göttingen 1972*.

5 An Johann Heinrich Voß, 21. September 1775.

6 Der Kenner, eine Wochenschrift. Von Town, dem Sittenrichter. Aus dem Englischen. Leipzig: Weygand 1775; Der Abentheurer. Ein Auszug aus dem Englischen, 2 Bde. Berlin: Himburg 1776.

7 Des Grafen von Shaftesbury philosophische Werke. Aus dem Englischen. Bd. 1. Leipzig: Weygand 1776.

8 An [Michael Denis], 11. Januar 1772.

9 An Johann Martin Miller, 24. November 1774.

mit der Begründung, er müsse “mehr in vermischte Gesellschaften kommen, welches jezt eines von meinen Hauptaugenmerken seyn muß”;⁹ im Brief an den Vater vom 6. Februar 1775 heißt es, in Hamburg werde der Gelehrte “sehr geehrt, und findet Zutritt zu angenehmen Gesellschaften, wo er Menschenkenntniß einsammeln kann.” Die Freundschaft, um die Hölty sich in seinen Briefen bemüht, meint also keineswegs nur eine sentimentale und private Beziehung, wie das aus dem Vokabular der Empfindsamkeit stammende Wort vom “Freundschaftkuß” im Brief an Denis vom 11. Januar 1772 naheulegen scheint. Hölty versteht sich vielmehr als Teil einer Sozietät von Intellektuellen, die sich in “einerley Gesinnungen” verbunden wissen. Sie sind, nach einer Formulierung Bernd Wittes, Teil einer “dritte[n] Form der Gesellschaft” neben dem Adel und der bürgerlichen Familie, nämlich der “Gesellschaft der Schreibenden”,¹⁰ wie sie Gellert in seiner *Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen* entworfen hat. Der Anteil an dieser Gemeinschaft ist in vieler Hinsicht prägend für das dichterische Schaffen Höltys. Für die Edition dieses Werkes hat die Einbindung in eine Vereinigung schreibender Individuen weitreichende Folgen, die in den bisherigen Ausgaben der Werke und Briefe Höltys nicht hinreichend bedacht worden sind.

Die neue “Kritische Studienausgabe” ist die erste wissenschaftliche Edition seit 1918, die Höltys Werke und Briefe in größtmöglicher Vollständigkeit enthält.¹¹ Sie ist insofern eine kritische Ausgabe, als sie sich nicht auf den Textbestand und die Textgestalt einer früheren Edition beruft, sondern einen aus den Handschriften und zeitgenössischen Drucken neu edierten Text bietet. Wenn sie auch nicht den Anspruch erhebt, eine historisch-kritische Edition zu sein, so erfüllt sie doch einige ihrer Aufgaben. Im Apparat werden alle lexikalischen Varianten mitgeteilt, während bloße Abweichungen der Orthographie und Interpunktion unberücksichtigt bleiben. Darüber hinaus gibt der Apparat Auskunft über sämtliche erhaltenen Werkhandschriften Höltys und deren Aufbewahrungsorte, und er dokumentiert die Überlieferung der Werke und Briefe in den zeitgenössischen Drucken.

In der Textkonstitution unterscheidet sich die “Kritische Studienausgabe” von allen bisherigen Hölty-Editionen. Die Hölty-Philologie war seit den Ausgaben des 19. Jahrhunderts – Karl Halm ist hier als erster wissenschaftlicher Herausgeber zu nennen¹² –

10 Bernd Witte: Die Individualität des Autors. Gellerts Briefsteller als Roman eines Schreibenden, in: Bernd Witte (Hrsg.): „Ein Lehrer der ganzen Nation“. Leben und Werk Christian Fürchtegott Gellerts. München 1990, S. 94.

11 Die letzte größere Hölty-Ausgabe – 1966 von Uwe Berger im Aufbau-Verlag Berlin und Weimar vorgelegt – ist lückenhaft und entspricht vor allem in ihrer radikalen Angleichung der Orthographie und Interpunktion an die Norm des 20. Jahrhunderts nicht mehr den Ansprüchen, die man heute auch an solche Editionen stellt, die sich nicht als historisch-kritische Ausgabe verstehen.

12 Gedichte von Ludewig Heinrich Christoph Hölty. Nebst Briefen des Dichters herausgegeben von Karl Halm. Leipzig: Brockhaus 1869. – Gedichte von Ludwig Heinrich Christoph Hölty. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Karl Halm. Leipzig: Brockhaus 1870 (Bibliothek der Deutschen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts).

in zwei Lager gespalten. Während Halm der Meinung war, die Drucke der Gedichte in den Musenalmanachen seien vom Autor vorbereitet worden und mithin als Texte letzter Hand in den edierten Text zu setzen, vertrat Wilhelm Michael, der Editor der historisch-kritischen Ausgabe von 1914/1918,¹³ die Auffassung, allein die Autorhandschriften böten den authentischen Text, während die Almanach-Drucke von den jeweiligen Herausgebern willkürlich bearbeitet worden seien und Hölty's Intentionen in der Regel nicht entsprächen. Michaels erklärtes Ziel war es, die "Gedichte Hölty's so zu geben, wie sie aus der Feder des Dichters geflossen sind".¹⁴ Die Varianten aus den Drucken hat er, wenn überhaupt, nur in schwer benutzbarer Form im Apparat seiner Ausgabe verzeichnet. Uwe Berger schließlich hat in seiner Ausgabe von 1966¹⁵ einen Mittelweg gewählt und "Gedichte, von denen sich Handschriften erhalten haben, nur dann in der handschriftlichen Fassung" gebracht, "wenn ein Druck zu Lebzeiten Hölty's nicht erfolgt ist, sonst aber sich nach den Drucken bis einschließlich 1776" richtet.¹⁶

All diese editorischen Prinzipien verkennen die besondere Situation, in der Hölty's Gedichte geschrieben, gedruckt und rezipiert wurden. Die Mitglieder des "Göttinger Hainbunds" hatten in ihren regelmäßigen "Bundesversammlungen" und im brieflichen Verkehr klare gemeinsame Vorstellungen hinsichtlich der Themen und Formen ihrer Lyrik entwickelt. Die poetologischen Diskussionen spiegeln sich auch in Hölty's Briefwerk, wenn er den Freunden seine neuen Gedichte zur Beurteilung vorlegt¹⁷ oder sich selbst zu den Texten anderer Hainbündler äußert.¹⁸ Allerdings bleibt es nicht beim bloßen Gespräch und der folgenlosen Kenntnisnahme der Auffassungen des jeweiligen Briefpartners. So schreibt Hölty in seinem Brief an Voß vom 12. Juni 1775 ausdrücklich: "Ich wünschte, daß du mir alle Stücke, die du von mir hast, zuschicktest, und mir die Stellen bezeichnest, die der Feile oder des Ansehns bedürfen. [...] Änderungen von dir und Claudius will ich mit vielem Dank annehmen", und am 21. August 1775 ermächtigt er den Freund zu weitreichenden Eingriffen: "Du bekommst hiebey drey Gedichte, die vergangne Woche geschmiedet sind, und verschiedene Änderungen eines alten Stücks. Mache beliebigen Gebrauch davon. Dem auf die künftige Geliebte geb ich den Vorzug. Du kannst ihm vielleicht noch einige Fehler ab, und einige Schönheiten anfeilen."

Aus einigen der überlieferten Gedichthandschriften Hölty's wird deutlich, daß Voß von dieser Lizenz ausgiebig Gebrauch gemacht hat. Das *Trinklied im May* ist ein

13 Ludwig Christoph Heinrich Hölty's Sämtliche Werke kritisch und chronologisch hrsg. von Wilhelm Michael. 2 Bde. Weimar: Gesellschaft der Bibliophilen 1914-1918.

14 Ebda., Bd. II, S. 1.

15 Ludwig Christoph Heinrich Hölty: Werke und Briefe. Hrsg. v. Uwe Berger. Berlin und Weimar: Aufbau 1966.

16 Ebd., S. 299.

17 Zum Beispiel in den Briefen an Ernst Theodor Johann Brückner vom Herbst 1772 und an Christian Graf zu Stolberg vom 2. März 1774.

18 Zum Beispiel im Brief an Brückner, ca. 1. März 1773.

Beispiel für diese Verfahrensweise: Dort hat Voß seine Änderungen direkt in Hölty's Autograph eingetragen. Ebenso deutlich wird aber, daß Hölty gelegentlich ein von Voß überarbeitetes Gedicht neu abgeschrieben und dabei die von Voß stammenden Änderungen übernommen hat. Es ist anzunehmen, daß sich nicht alle von Voß überarbeiteten Hölty-Handschriften erhalten haben, so daß in der Regel nicht feststellbar ist, ob eine Reinschrift von der Hand Hölty's tatsächlich auch nur seinen eigenen Text enthält. Es ist sogar wahrscheinlich, daß eine Anzahl von solchen Gemeinschaftshandschriften verlorengegangen oder von Hölty absichtlich vernichtet worden sind. Im Kontext der kollektiven Autorschaft in einer Dichtergemeinschaft wie dem "Göttinger Hain" haben also die Autorhandschriften nur einen begrenzten Aussagewert hinsichtlich der Verfasserschaft der in ihnen bezeugten Texte, zumal gerade die mündliche Diskussion vor, während und nach den Versammlungen des Hainbunds nicht unbedingt handschriftlich fixiert worden sein muß.

Die Frage nach der Autorisation der überlieferten Texte stellt sich hier also grundsätzlich anders als bei anderen Autoren. Sie betrifft im Falle Hölty's auch nicht nur die zu seinen Lebzeiten in den Almanachen gedruckten Gedichte, sondern überdies die postum erschienenen Drucke und die beiden Buchausgaben von 1783 und 1804. Wenn man den Ausführungen Johann Heinrich Voß' in den Vorworten zu diesen beiden Sammlungen glauben darf – und es gibt keinen Grund, es nicht zu tun –, so ist er zu allen von ihm für nötig gehaltenen Eingriffen in Hölty's Texte von diesem ermächtigt gewesen, wie übrigens auch Hölty im Falle von Voß' früherem Tod die Befugnis zu eigenverantwortlicher Edition der Gedichte des Freundes übertragen worden war: "Als beide an gefährlichen Brustkrankheiten litten, war ihre Abrede: Der Ueberlebende besorge des Anderen Gedichte, wie die seinigen."¹⁹

Es erscheint paradox, daß sich gerade in einer Zeit, in der man gemeinhin die Entstehung des 'autonomen' schreibenden Subjekts vermutet, die Funktion des einzelnen Autors bereits aufzulösen und in eine Autoren-gemeinschaft zu diffundieren beginnt. Hölty hat mit dieser 'Aufspaltung' des Autors sehr bewußt gespielt: Weil er seine Gedichte im Göttinger Musenalmanach auf das Jahr 1775 unter der Sigle "T." veröffentlicht hat, spricht er in einigen seiner Briefe von diesem "T." als einem "Freund" oder "Vetter".²⁰ Das Changieren zwischen individueller und kollektiver Produktion, zwischen dem schreibenden Subjekt Hölty und dem publizierenden Subjekt "T.", das in der Gemeinschaft des Hainbunds aufgeht, wird im Falle Hölty's insofern besonders augenfällig, als er bei aller Rücksicht auf die Vorschläge der Hainbündler ein sehr formbewußter Autor gewesen ist. Er hat mit einer beinahe manisch anmutenden Besessenheit an seinen Texten gefeilt; von seinem *Maylied* ("Grüner wird die Au") sind nicht weniger als neun Handschriften überliefert. Dabei sind die erhalte-

19 Gedichte von Ludewig Christoph Heinrich Hölty. Neu besorgt und vermehrt von Johann Heinrich Voß. Hamburg: Bohn 1804. Vorrede, S. LVI.

20 An Charlotte von Einem, 10. und 13. Dezember 1774; an Johann Martin Miller, 12. Dezember 1774; an Heinrich Christian Boie, 4. Mai 1775.

nen Gedichthandschriften Hölty fast ausnahmslos Reinschriften. Nur höchst selten gibt es Streichungen von seiner Hand, etwas häufiger sind Alternativvarianten, aber in den allermeisten Fällen hat Hölty eine neue ‚Fassung‘ auch völlig neu geschrieben und nicht in eine bereits bestehende Handschrift eingetragen. Die älteren ‚ Fassungen ‘ sind ihm also offenkundig nicht wertlos geworden; er hat sie mit wenigen Ausnahmen²¹ nicht gestrichen, unleserlich gemacht oder ganz vernichtet, sondern in ihrer Integrität bewahrt. In vielen Fällen sind die einzelnen Handschriften inhaltlich so verschieden, daß man füglich nicht mehr von verschiedenen ‚ Fassungen ‘ eines Gedichtes sprechen sollte, sondern eher von Variationen über ein Thema. Diese Texte sind in der neuen Ausgabe also auch nicht in den Apparat verbannt, sondern als autorisierte und nicht verworfene Texte in den Textteil aufgenommen worden.

Die logische Konsequenz aus den Befunden hinsichtlich der kollektiven Produktion und Autorisation der Texte im “Göttinger Hain” wäre, von einer herkömmlichen ‚Autor‘-Edition abzusehen und statt dessen die Texte des “Göttinger Hains” *in toto* zu edieren. Denn wie an der Produktion der Gedichte Hölty auch Voß, Brückner, Miller, Claudius und andere beteiligt gewesen sind, so hat natürlich auch Hölty an den Gedichten der anderen Hainbündler mitgearbeitet. Eine solche Kollektiv-Edition erweist sich freilich schon aus Umfangsgründen als praktisch undurchführbar. Immerhin werden in der “Kritischen Studienausgabe” auch die Anteile der übrigen Akteure nicht unterschlagen, die am Produktionsprozeß der unter dem Namen Hölty publizierten Gedichte beteiligt gewesen sind, sondern als besonderes Charakteristikum dieses literarischen Vereins in den Textteil des Bandes aufgenommen.

Für dieses Verfahren spricht schließlich noch ein weiterer Aspekt: Die Gedichte Hölty sind im 19. Jahrhundert fast ausschließlich in der von Voß besorgten Ausgabe von 1804 und den darauf beruhenden Nachdrucken rezipiert worden. Franz Schubert und Fanny Mendelssohn etwa legten ihren Vertonungen diese Texte zugrunde, und es ist nicht einzusehen, warum man in einer wissenschaftlichen Ausgabe der Werke Hölty solche Zusammenhänge verschleiern oder unterschlagen sollte. Das strenge Verfahren, das Wilhelm Michael und Uwe Berger für ihre Textkonstitution angewendet haben, macht es dagegen unmöglich, beispielsweise die Texte zu Schuberts Vertonungen in ihren Ausgaben aufzufinden. Die Konsequenz, mit der Michael und Berger alle – vermeintlich – nicht von Hölty stammenden Textpartien entweder ganz weggelassen oder im Apparat versteckt haben, betrifft endlich auch jenes dreistrophige Gedicht, das als das schönste Beispiel für die gemeinsame Verfasserschaft von Hölty und Voß gelten kann. Voß hat es unter dem Titel *Auftrag* an das Ende seiner Ausgabe von 1783 gesetzt. In Hölty Handschrift sind nur die ersten beiden Strophen überliefert, und es ist wahrscheinlich (wenn auch nicht mit letzter Sicherheit nachweisbar), daß die dritte Strophe aus der Feder von Johann Heinrich Voß stammt. Wenn es sich so verhält,

21 Zum Beispiel *Elegie eines Schäfers* und *Auf den Tod des hochwürdigen und hochgelahrten Herrn J. C. Sunter*.

wird man nicht zögern, die Ergänzung als kongenial zu bezeichnen. In jedem Fall verdient es die dritte Strophe nicht, im Apparat oder im Kommentar verborgen zu werden. In der neuen Ausgabe stehen sowohl die handschriftlich überlieferte zweistrophige als auch die nur in Voß' Ausgaben gedruckte dreistrophige Fassung nebeneinander im Textteil.

[Ihr Freunde hänget ...]

H

Ihr Freunde hänget, wann ich gestorben bin,
Die kleine Harfe hinter dem Altar auf,
 Wo an der Wand die Todtenkränze
 Manches verstorbenen Mädchens schimmern.

Der Küster zeigt dann freundlich dem Reisenden
Die kleine Harfe, rauscht mit dem rothen Band,
 Das, an der Harfe festgeschlungen,
 Unter den goldenen Saiten flattert.

DI

Auftrag

1776

Ihr Freunde, hänget, wann ich gestorben bin,
Die kleine Harfe hinter dem Altar auf,
 Wo an der Wand die Todtenkränze
 Manches verstorbenen Mädchens schimmern.

Der Küster zeigt dann freundlich dem Reisenden
Die kleine Harfe, rauscht mit dem rothen Band,
 Das, an der Harfe festgeschlungen,
 Unter den goldenen Saiten flattert.

Oft, sagt er staunend, tönen im Abendroth
Von selbst die Saiten, leise wie Bienton;
 Die Kinder, auf dem Kirchhof spielend,
 Hörtens, und sahn, wie die Kränze bebten.

Walter Hettche

Freundschaft und Vaterland.

Überlegungen zum Verhältnis von Tugend und Empfindung im Göttinger Hain

I. Freundschaft oder Vaterland?

In dem vom 20. September 1772 herrührenden Teil eines Briefes an den nur wenige Jahre älteren Pastor Ernst Theodor Johann Brückner aus dem mecklenburgischen Groß-Vielen, mit dem er sich in seiner Zeit als Hauslehrer im benachbarten Ankershagen angefreundet hat, liefert Johann Heinrich Voß die bekannt gewordene und vielzitierte Schilderung des nächtlichen Bundesschlusses der Göttinger Studenten unter den von Klopstock geheiligten Eichen:

Ach, den 12. September, mein liebster Freund, da hätten Sie hier sein sollen. Die beiden Millers, Hahn, Hölty, Wehrs und ich gingen noch des Abends nach einem nahegelegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter, und der Mond war voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauernhütte eine Milch, und begaben uns darauf ins freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel uns allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, faßten uns alle bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Stamm herum, – riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unseres Bundes an, und versprachen uns eine ewige Freundschaft. Dann verbündeten wir uns, die größte Aufrichtigkeit in unsern Urtheilen gegen einander zu beobachten, und zu diesem Endzwecke die schon gewöhnliche Versammlung noch genauer und feierlicher zu halten.¹

Im Abstand von dreißig Jahren verfaßt, liest sich das gleiche Ereignis in der von Voß entworfenen biographischen Skizze des 1776 verstorbenen Freundes und Bundesbruders Ludwig Christoph Heinrich Hölty allerdings etwas anders:

An einem heiteren Herbstabend, da die jüngeren Freunde auf dem Felde in heißem Gespräch einer schönen Eiche genah waren, wurden sie plötzlich wie begeistert, sich dem Vaterlande in einem feierlichen Bunde zu weihn. [...] Sie versammelten sich von nun an alle Sonnabende, sprachen über Wissenschaft und Kunst, übten sich im Vorlesen, und beurtheilten ihre Arbeiten, wovon die gebilligten in ein Buch zusammengeschrieben wurden.²

Sieht man von der narrativen Distanznahme des späteren Berichts ab, so fällt parallel

1 Johann Heinrich Voß: Briefe nebst erläuternden Beilagen. Hrsg. von Abraham Voß. Bd. I. Mit einem Vorwort von Gerhard Hay. Hildesheim, New York: Olms 1971 (Reprograph. Nachdruck der Ausgabe Halberstadt 1829), S. 91.

2 Gedichte von Ludewig Heinrich Christoph Hölty. Besorgt und vermehrt von Johann Heinrich Voß. Hamburg: Bohn 1804, S. xxviii-xxix der Vorrede. Bei dieser handelt es sich um eine überarbeitete und ergänzte Version des Vorworts der 1783 von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg und Voß herausgegebenen Gedichtausgabe Höltys (wie Anm. 43), in dem lediglich lapidar anmerkt wird: "Im dritten Jahre ward er mit Bürger und Miller, und von Ostern 1772 an allmählich mit mir, Boie, Hahn, Leisewitz, Cramer und den Grafen Stolberg bekannt." (S. viii)

zu seiner zunehmenden sprachlichen Verdichtung zunächst die Miniaturisierung des amönen Schauplatzes vom kleinen Eichengrund zur einzelnen schönen Eiche auf; zugleich intensiviert sich der betont spontane Charakter der Verbindung mit der Umformung von einem der Stimmungslage 'sogleich' erwachsenden – gleichwohl selbstverantworteten – Einfall zu einer 'plötzlich' aufkommenden fieberhaften Begeisterung. Insbesondere jedoch gilt es, die je verschieden gefaßte Zielsetzung des Bundschlusses zu beachten: In dem nur eine Woche nach dem Ereignis abgefaßten Schreiben erscheint dieses als emphatische Bestätigung eines doch offenbar bereits bestehenden Zustands freundschaftlichen Umgangs, im (auto-)biographischen Rückblick dagegen versieht Voß den Zusammenschluß mit Zügen eines initiatorischen Weiheakts im Zeichen nationaler Begeisterung, in dessen Folge man sich "von nun an alle Sonnabende" versammelt.

Mag es genügen, das literarische Waldsterben als stilistisches Mittel, die 'Bundeseiche' als gängigen Topos zu kennzeichnen, mit dem das singuläre Erlebnis des Bundes sprachlich ins Bild gesetzt wird; mag es auch noch hingehen, die vorgeblich spontan sich einstellende Begeisterung zum Bundschluß aus der forcierten Stilisierung der Ereignisse im Medium des Briefes bzw. der Biographie und aus der Präformierung der besonders angeregten Stimmung der Freunde durch die poetischen Muster der Odendichtung Klopstocks zu erklären – hinzuzufügen wäre allemal das Bemühen, die Formierung des Bundes als einen 'natürlichen', gleichsam aus der Situation heraus wie von selbst sich einstellenden Reflex auszuzeichnen und damit gegen das zu Ende des 18. Jahrhunderts boomende Vereinsmodell einer geplanten, mithin 'künstlichen' Assoziierung nur äußerlich und zu einem bestimmten, außerhalb ihrer selbst liegenden Ziel verbundener Personen abzugrenzen. Vollends problematisch wird ein Vergleich der beiden Schilderungen des Zusammenschlusses jedoch eben hinsichtlich der Frage seiner Zielrichtung: Handelt es sich gemäß der ersten Fassung um eine zunächst private gefühlskultivierte Freundschaftskonzeption in einem uns vertrauten Sinn, die unter dem direkten Einfluß Klopstocks wenig später auf bekannt vaterländischen Kurs eingeschworen wird, oder stellt der studentische Dichterbund gemäß der zweiten Fassung nicht eigentlich sui generis kaum wesentlich mehr als ein "Zweckbündnis im literarischen Kampf" um so abstrakte Größen wie Freiheit, Religion, Vaterland und Tugend dar?³ Wird also die zweckfreie jugendliche Begeisterung der im Bund vereinigten Freunde vom poetischen Übervater mißbräuchlich auf die eigenen Mühlen umgelenkt oder ist der Bezugsrahmen dieser Verbindung mit dem Begriff 'Freundschaft' nicht von Anfang an falsch gewählt und diese ihrer Ausrichtung nach nicht vielmehr als vaterländische Interessenvereinigung zu kennzeichnen – wie von Voß dann rückblickend auch geschehen? Verfälscht der zweite Bericht oder präzisiert er den ersten nur – oder macht es im Selbstverständnis der literarisch ambitionierten Studenten womöglich überhaupt gar keinen Unterschied?

3 Eckhardt Meyer-Krentler: Freundschaft im 18. Jahrhundert. Zur Einführung in die Forschungsdiskussion. In: Frauenfreundschaft – Männerfreundschaft. Literarische Diskurse im 18. Jahrhundert. Hrsg. von Wolfram Mauser und Barbara Becker-Cantarino. Tübingen: Niemeyer 1991, S. 7.

Gegen die Verlockungen einer Einebnung dieser – soweit bislang überhaupt wahrgenommenen – Problemstellung durch eine Aufteilung in die privatisierende Freundschaft der vorbündischen Phase einerseits und die davon abzusetzende öffentlich bekundete vaterländische Gesinnung der Bundesgenossen andererseits sollen nachfolgend ein mehr integratives Freundschaftsmodell und “das simple Erstaunen des literatursoziologisch Interessierten gehalten werden”.⁴

II. Freundschaft und Vaterland?

Eine Untersuchung zur Freundschaft im 18. Jahrhundert muß – das zeigen bereits die einleitenden Überlegungen zur Entwicklung der Fragestellung – vorab Auskunft geben über ihre Begrifflichkeiten und ihr methodisches Vorgehen, will sie sich nicht dem Vorwurf fahrlässiger Naivität aussetzen. Gerade im 18. Jahrhundert läßt sich ‘Freundschaft’ begriffsgeschichtlich nicht so eindeutig verorten, wie es dem gänzlich anders sozialisierten Beobachter unserer Tage zunächst scheinen mag; ihre moralphilosophische Verankerung wird nur allzuleicht von dem uns so vertraut erscheinenden Modell einer privatisierten und individualisierten kleinräumigen sozialen Lebensform überlagert, die frei von Nützlichkeitsabwägungen einzig auf gegenseitiger Zuneigung gründet.

Die Versuchung zu einer solch umstandslosen Anverwandlung wird noch bestärkt durch eine Soziologie, die Freundschaft als allgemein bekanntes Phänomen zumeist kommentarlos voraussetzt und in ihren Sozialisationstheorien ansonsten bestenfalls beiläufig erwähnt. Gemäß dem Schopenhauerschen Diktum, daß “wahre Freundschaft zu den Dingen gehört, von denen man, wie von den kolossalen Seeschlangen, nicht weiß, ob sie fabelhaft sind, oder irgendwo existieren”, scheint die Gesellschaftswissenschaft diese als bloß privates Anliegen vielfach aus dem Bereich ihrer Zuständigkeit verwiesen oder jedenfalls weitestgehend abgeblendet zu haben.⁵ Wo sie in neuerer Zeit doch einmal über eine auf empirischem und soziometrischem Wege gewonnene Zustandsbeschreibung *gegenwärtiger* Sozialstrukturen hinausgelangt, tut sie sich schwer damit, die historischen Dimensionen von Freundschaft auszumessen.⁶

4 Michael Böhler: Die Freundschaft von Goethe und Schiller als literatursoziologisches Paradigma. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Literatur 5 (1980), S. 37.

5 Arthur Schopenhauer: Werke in fünf Bänden. Nach den Ausgaben letzter Hand hrsg. von Ludger Lütkehaus. Bd. IV: Parerga und Paralipomena: Kleine philosophische Schriften I. Zürich: Haffmans 1991, S. 450.

6 Vgl. etwa Igor S. Kon: Freundschaft. Geschichte und Sozialpsychologie der Freundschaft als soziale Institution und individuelle Beziehung. Aus dem Russ. übers. von Valeri Danilow. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1979, oder Ursula Nötzoldt-Linden: Freundschaft. Zur Thematisierung einer vernachlässigten soziologischen Kategorie. Opladen: Westdeutscher Verlag 1994 (Studien zur Sozialwissenschaft, 140). Zumindest hingewiesen sei hier jenseits der grundlegenden Studien von Niklas Luhmann auf die anregenden Ergebnisse einer – auch historisch differenzierten –

Nicht eben erleichtert wird die literaturwissenschaftliche Auseinandersetzung um Freundschaft im 18. Jahrhundert zudem durch vereinzelte Bemühungen um strikte Abgrenzung, wo nicht um Abschottung eines ausschließlich rhetorisch gebundenen Freundschaftsbegriffs für das voraufgehende 17. Jahrhundert innerhalb der Barockforschung. Im Zuge der Abwehr aller Versuche, "unter Freundschaft in der Frühen Neuzeit wenn nicht dasselbe, so doch etwas ähnliches wie im 20. Jahrhundert und die emotionale Gefühlsskala Berührendes zu sehen",⁷ wird dabei jedoch gelegentlich des Guten zuviel getan. Die Rettung eines allein von Kalkül und Rhetorik beherrschten Barock mit der rigiden Abkoppelung vom 18. Jahrhundert zu erkaufen, welches dann über den Begriff der Freundschaft terminologisch gar aus der Makroepoche Frühe Neuzeit herausmanövriert und einer direkten Fluchtlinie in die Gefühlswelten der Gegenwart eingestellt wird, vermag wohl weder dem 17. Jahrhundert noch jedenfalls dem historischen Abstand zwischen 18. und 20. Jahrhundert gerecht zu werden. Es steht allerdings gerade im Blick auf die Diskussion des Freundschaftsbegriffs im 18. Jahrhundert in einer gewissen Tradition, mit der auch diese Untersuchung sich auseinanderzusetzen hat. Es handelt sich dabei im wesentlichen um drei Arbeiten, die in einem deutenden Zugriff auf die Zeugnisse vornehmlich des literarischen Freundschaftskults der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu allgemeinen Aussagen kommen und dabei in einem historischen Längsschnitt zugleich die Verbindung jener gefühlskultivierten Freundschaft zur Aufklärung zu kappen und die zur Moderne zu ziehen suchen – und sei es nur *ex contrario*. So gerinnt 'Freundschaft im 18. Jahrhundert' bei Wolfdietrich Rasch zur geistesgeschichtlichen Übergangsformation hin zu einer erst in der Gegenwart sich erfüllenden völkisch-nationalen Gemeinschaftskultur;⁸ sie erscheint bei Leo Balet und E. Gerhard als durch und durch

Funktionsbeschreibung von Freundschaft im disziplinären Crossover von Verhaltensbiologie, Psychologie, mathematischer Spieltheorie und Soziologie bei Gerhard Vowinckel: *Verwandtschaft, Freundschaft und die Gesellschaft der Fremden. Grundlagen menschlichen Zusammenlebens*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1995.

- 7 Ferdinand van Ingen: *Freundschaftskonzepte und literarische Wirkungsstrategien im 17. Jahrhundert*. In: *Ars et amicitia. Beiträge zum Thema Freundschaft in Geschichte, Kunst und Literatur*. Festschrift für Martin Bircher zum 60. Geburtstag am 3. Juni 1998, hrsg. von Ferdinand van Ingen und Christian Juranek. Amsterdam, Atlanta (GA): Rodopi 1998 (Chloe, 28), S. 173-222, hier S. 173. Entsprechend verliert die unlängst erschienene Dissertation von Barbara Sturzenegger: *Kürbishütte und Caspische See*. Simon Dach und Paul Fleming: *Topoi der Freundschaft im 17. Jahrhundert*. Bern u.a.: Lang 1996 (Deutsche Literatur von den Anfängen bis 1700, 24), keine Zeile an die Frage nach der 'Gefühlsechtheit' in der Freundschaftsdichtung ihrer Protagonisten, denen Heinz Willms: *Das Thema der Freundschaft in der deutschen Barocklyrik und seine Herkunft aus der neulateinischen Dichtung des 16. Jahrhunderts*. Diss. phil. Kiel 1962, mit Petrus Lotichius Secundus noch eine Sonderstellung einzuräumen bereit war.
- 8 Vgl. Wolfdietrich Rasch: *Freundschaftskult und Freundschaftsdichtung im deutschen Schrifttum des 18. Jahrhunderts. Vom Ausgang des Barock bis zu Klopstock*. Halle/Saale: Niemeyer 1936 (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Buchreihe, 21), Kap. IV: *Freundschaft, Gesellschaft und Staat*, bes. S. 106: "Die Welt des 18. Jahrhunderts in ihrer Gesamtstruktur kannte Gemeinschaft nicht, die doch notwendig ist zu jeder Erneuerung der Kräfte. In der Freundschaft hat sie sich verwirklicht und eine Vorform, einen Ansatzpunkt für die

bürgerliche gefühlsegoistische “Selbstberauschung am Freund [...] aus einer nicht zu ersättigenden Selbstsucht”;⁹ und sie wird schließlich von Friedrich Tenbruck herangezogen als Positivfolie für die isolierten partialen Beziehungen des modernen Individuums, insofern in einer vermeintlichen Blütezeit der Freundschaft in der deutschen Geschichte zwischen 1750 und 1850 “sich eigentlich das verwirklicht, was wir noch heute meinen, wenn wir emphatisch von Freundschaft reden.”¹⁰

Im Gegensatz zu diesen Ausdeutungen und im Anschluß an Eckhardt Meyer-Krentlers für seine Analyse des Zusammenhangs von außerliterarischer Realität, fiktionalem Geschehen und erzähltechnischen Strukturen entworfenen literatursoziologischen Ansatz ist ‘Freundschaft’ als eine bestimmte Form der zwischenmenschlichen Beziehung hier weder als geschichtlichem Wandel entzogene anthropologische Grundkonstante in eine formale Typologie menschlicher Beziehungsformen eingestellt, noch wird sie im Vorhinein in einen abstrakten Wirkungszusammenhang von Individuum, Gemeinschaft und Gesellschaft gebracht. Vielmehr wird sie als “historisch-soziologisch und sozialpsychologisch eingrenzbare Phänomen” aufgefaßt, dessen jeweilige Position im geistesgeschichtlichen Koordinatensystem bestimmter Zeitabschnitte und Kulturräume stets neu auszuhandeln ist.¹¹ Für die Zeit von ca. 1740 bis 1775 hat Meyer-Krentler für den deutschen Sprachraum sehr überzeugend das Konzept der “Tugendempfindsamkeit” als verbindlich markiert und seinem Freundschaftsmodell unterlegt.¹² Im Sinne der eingangs formulierten Fragestellung soll im folgenden der damit vorgegebene Ansatz für die Vermittlung von Freundschaft und Vaterland vor dem Hintergrund der konkurrierenden Modelle in aller gebotenen Kürze entwickelt und als geeignetes Analyseinstrument vorgestellt werden.

Als Grundkategorie bürgerlichen Selbstverständnisses im 18. Jahrhundert meint ‘Freundschaft’ nach Meyer-Krentler in dem von ihm namhaft gemachten Zeitabschnitt “die Integration frühauflärerischen Tugendethos’ und neuer empfindsamer Sensibilität” und verknüpft demnach emotionale Befindlichkeit mit sozialetischen Handlungsmustern in eins:

weiterreichende, für die völkische Gemeinschaft geschaffen.” Dazu jetzt auch der Beitrag von Wolfgang Adam: Wieder gelesen: Wolf Dietrich Rasch: Freundschaftskult und Freundschaftsdichtung im deutschen Schrifttum des 18. Jahrhunderts. In: *Ars et amicitia* (wie Anm. 7), S. 41-55.

9 Leo Balet; E. Gerhard [d.i. Eberhard Rebling]: Die Verbürgerlichung der deutschen Kunst, Literatur und Musik im 18. Jahrhundert. Hrsg. und eingel. von Gert Mattenklott. 2. Aufl. (Orig.-Aufl. 1936). Frankfurt a.M.: Ullstein 1981, S. 310.

10 Friedrich H. Tenbruck: Freundschaft. Ein Beitrag zu einer Soziologie der persönlichen Beziehungen. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 16 (1964), H. 3, S. 437.

11 Eckhardt Meyer-Krentler: Der Bürger als Freund. Ein sozialetisches Programm und seine Kritik in der neueren deutschen Erzählliteratur. München: Fink 1984, S. 10.

12 Der literaturgeschichtliche Terminus der ‘Tugendempfindsamkeit’ ist geprägt in Anlehnung an Wolfgang Martens: Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der deutschen Moralischen Wochenschriften. Stuttgart: Metzler 1971, und zur Präzisierung der Positionen von Gerhard Sauder: *Empfindsamkeit*. Bd. I: Voraussetzung und Elemente. Stuttgart: Metzler 1974, der mit dem zeitgenössischen Begriff der ‘(moralischen) Zärtlichkeit’ operiert.

Sie ist Inbegriff politisch-sozialen Selbstverständnisses des aufgeklärten Bürgers und bringt öffentliches und privates Verhalten ideal zur Deckung. In ihr werden aufklärerische Sozial-ethik und empfindsame Gefühlsintensität auf den gemeinsamen Begriff der tugendhaften Glückseligkeit in der Gruppe gebracht und – noch mehr! – in die Tat umgesetzt. Als besondere Akzentuierung der erlebnishaften Seite gehört auch die Lyrik des ‘Freundschaftskults’ in diesen umfassenden Zusammenhang. Insgesamt ist ‘Freundschaft’ der Inbegriff einer bürgerlichen Gemeinschaftsutopie, in der sich der Einzelne sozial und emotional ganz verwirklichen kann.¹³

Also eine auf den sozialen Makrobezugsrahmen der Gesamtgesellschaft abzielende Öffnung des im besten Sinne sentimental, seine Gefühle auslebenden einzelnen, und eben kein antirationalistischer Rückzug in die private Intimität der Kleinstgruppe aufgrund (noch) fehlender makrosozialer Bezüge, wie ihn Rasch feststellen zu müssen glaubt; und auch keine mißbräuchliche Indienstnahme eines literarischen Topos durch das allein auf Mitteilung und Steigerung seiner eigenen Empfindungswelt bedachte Individuum, wie Balet/Gerhard urteilen: “Es ging bei den Freundschaften – wir dürfen das ja nicht übersehen – nicht um das Objekt, nicht um den Freund, sondern einzig und allein um das subjektive Gefühl.”¹⁴

Diese Einschätzung der Freundschaft im historisch-materialistischen Lichte des “rücksichtslosen freien Konkurrenzkampfes” als dem “Grundprinzip der neuen kapitalistisch-bürgerlichen Gesellschaft” stützt sich ähnlich wie Raschs völkisch-national motivierte Analyse vornehmlich auf den scheinbar lebensnahen Quellenbereich freundschaftlicher Briefe und Dichtung der zweiten Jahrhunderthälfte.¹⁵ Vernachlässigt wird hierbei allerdings das im Bewußtsein der Zeit stets präsente und die gefühlsgesättigten Äußerungen grundierende Fundament der stärker auf die sozialetische Bindung abhebenden theoretischen Schriften der frühen und mittleren Aufklärung, deren Einbindung Meyer-Krentler zu Recht annahmt. Insofern entsteht für Balet/Gerhard der fatale Eindruck einer unverbindlichen Selbstinszenierung von Freundschaft als kollektivem Eigennutz auf Gegenseitigkeit, dessen gesamtgesellschaftliche Relevanz sich in einer bloß “quantitativen Steigerung der ursprünglich *individuellen* Empfindsamkeit zu einer neuen Qualität: *kollektiver* Empfindsamkeit” erschöpft.¹⁶

Aber auch die von Tenbruck eingeführte Interpretation von Freundschaft (und Liebe) als Stabilisierungsfaktor im Prozeß der Individualisierung und gesellschaftlichen Ausdifferenzierung, als nur vorübergehende “Ergänzung einer inkompletten sozialen Struktur”, die im Zuge einer radikalen Vereinzelung in der Moderne wieder funktionslos wird, greift insofern zu kurz, als es nicht gelingt, sie der historischen Entwicklung zu integrieren.¹⁷ Als soziologisches *missing link* wird ihr im Zuge der gesamtgesellschaftlichen Transformation im 18. Jahrhundert quasi eine kompensatorische

13 Meyer-Krentler (wie Anm. 11), S. 20.

14 Balet/Gerhard (wie Anm. 9), S. 310.

15 Ebd., S. 181.

16 Ebd., S. 317.

17 Tenbruck (wie Anm. 10), S. 453.

torische Brückenfunktion für den Übergang der Beziehungsformen einer ständisch geordneten zu denen einer funktional differenzierten Gesellschaft zugewiesen; wie ein *deus ex machina* taucht sie aus der Versenkung auf, um die desorganisierenden Folgen des Eintritts in die Moderne aufzufangen und abzufedern und anschließend geräuschlos wieder von der Weltbühne zu verschwinden. Dabei kommt die von Meyer-Krentler eingeforderte sozialetische und sozialintegrative Dimension von Freundschaft im 18. Jahrhundert überhaupt nicht in den Blick, der Versuch der mittleren Aufklärung also, in der tugendempfindsamen Integration von Herz und Vernunft die frühaufklärerische Idee der allgemeinen Menschenliebe mit der Empfindsamkeit kurzzuschließen und in die freundschaftliche Zweier- und Gruppenbeziehung abzubilden.

In diesem Zusammenhang sind auch die von Balet/Gerhard in den Vordergrund gerückten, z.T. exaltierten Gefühlsausbrüche pathetisch beschworener 'ewiger' Freundschaft gerade auch im Hainbund gemäß der von Meyer-Krentler angebotenen Bestimmung als "besondere Akzentuierung der erlebnishaften Seite" prinzipiell noch gedeckt. Der Versuch, mit ihrer Hilfe das Freundschaftsideal nicht nur einer bestimmten Gruppe, sondern einer ganzen Zeit auszuhebeln, ginge demnach am Kern der Sache vorbei: "Die Regie, mit der die Freundschaften in Szene gesetzt wurden, gibt allein schon einen Einblick in ihren unwahren, theatralischen Charakter."¹⁸ Dies um so mehr, als Meyer-Krentler das allmähliche Verblässen des vor allem im Medium der Moralischen Wochenschriften der 1740er bis 60er Jahre konstituierten tugendempfindsamen Freundschaftsbegriffs gegen Ende des 18. Jahrhunderts gerade nicht mit seiner Destabilisierung durch den Gefühlskult der ab 1770 voll entfalteten Empfindsamkeit verknüpft. Den Zusammenhang von Freundschaft und Tugendmoral, die sozialetische Rückbindung des qua Vernunft und Gottesbeziehung autonomen und an seinen Emotionen sich berausenden Individuums an die Gemeinschaft sieht er auch in den Zeugnissen empfindsamster Schwärmerei zumindest verbal gewahrt und von Versuchen begleitet, "den hohen Wert von 'Tugendfreundschaft' auch über die Schwelle des Sturm und Drang und dessen absoluten Vorrang gefühlhafter Selbstäußerung vor Tugendentsprechung zu retten und mit zeitgemäßen Zugeständnissen fortzuschreiben."¹⁹

Desgleichen macht er für das allmähliche Abebben des eng an die bürgerlichen Vorstellungen von Sozialgemeinschaft gebundenen Freundschaftsethos weniger den letztendlichen Erfolg jenes schon von Rasch und Tenbruck als "realen Ursprung des Freundschaftskultes" hervorgehobenen Prozesses der Vereinzelung, Arbeitsteilung und sozialen Aufgliederung verantwortlich.²⁰ Vielmehr verweist er auf die allmähli-

18 Balet/Gerhard (wie Anm. 9), S. 310.

19 Meyer-Krentler (wie Anm. 11), S. 48.

20 Tenbruck (wie Anm. 10), S. 437-438. Der Ansicht von Rasch und Tenbruck über die Entstehung des deutschen Freundschaftskultes im 18. Jahrhundert hat sich im Anschluß an die systemtheoretischen Überlegungen von Niklas Luhmann unlängst auch Holger Schwinn: Kommunikationsmedium

che Substitution der sozialetischen Funktionen von Freundschaft durch ein weitgehend privatisiertes Liebesverständnis und eine mehr und mehr vom Bürgertum getragene politische Kultur. Scheint die Liebe “in dem Maße als die innige und Ich-erfüllung versprechende Verbindung von Herz und Verstand gesehen zu werden, wie gerade diese Verbindung der Freundschaft abgesprochen wird”, so absorbiert der zunehmende politische Handlungsspielraum des 19. Jahrhunderts offenbar die Reste der aufklärerischen Sozialutopie.²¹ Hat sich ihr – bei aller Verengung auf eine immer kleiner werdene Vorhut von Auserwählten stets aufrecht erhaltener – universaler Anspruch bis dahin in einem ethisch aufgeladenen Freundschaftskonzept erhalten, so wird die politisch-sozial funktionslos gewordene ‘Freundschaft’ frei, “nun mythisch verklärt und in eine als besser ausgegebene Vergangenheit abgeschoben” zu werden.²²

Die hier bereits aufscheinende Frage “nach der gesamtgesellschaftlichen Reichweite und Verbindlichkeit der empfindsamen, individualistischen Freundesbeziehung und auch der Freundschaftsbünde” rechnet Meyer-Krentler auch in seiner Einführung in die Forschungsdiskussion zur Freundschaft im 18. Jahrhundert aus dem Jahre 1990 weiterhin zu den offenen Fragen. Seiner eigenen Einschätzung nach ergibt sich hier jedoch letztlich “kein eindeutiges Bild, sondern eher eine Gegenläufigkeit der Strömungen – im Zeichen der Privatisierung des Verhaltens einerseits, der Übertragung privater, moralischer Verhaltensmodelle auf Staat und Gesellschaft andererseits.”²³ Schließlich setze diese Übertragung “beinahe in historischer Verspätung” erst ein, nachdem sich das Freundschafts-Denken seit der Mitte des 18. Jahrhunderts von der Vorstellung der allgemeinen Menschenliebe bereits verabschiedet habe und nurmehr den freundschaftlichen Zusammenschluß gleichgestimmter Seelen normiere. In diesem Sinne seien auch in der Geschichte der freundschaftlichen Gruppenbildungen, die doch bei aller Privatheit der Beziehung als genuiner Ort öffentlicher Repräsentanz und des exemplarischen Vorlebens eines Gesellschaftsmodells in Anschlag zu bringen wären, “Anzeichen der Entfernung von der Idee gesamtgesellschaftlicher Verbindlichkeit” zu bemerken, die mit der wachsenden Exklusivität der Freundschaftsbünde auf dem Weg ins 19. Jahrhundert, wie sie Gerhart von Graevenitz in seiner Mörrike-Studie aufgezeigt habe, korrespondierten.²⁴ Eben weil sie sich aber – anders als die intime Zweier-Beziehung – per definitionem gegen die ahistorische Minimaldefinition der neueren Soziologie sperren, Freundschaft auf private Kleinstgruppen-Beziehung zu reduzieren und damit die historisch fremd gewordene “Vorstellung einer emotional motivierten sozialetischen Handlungskategorie, die enge und harmonische Ver-

Freundschaft. Der Briefwechsel zwischen Ludwig Achim von Arnim und Clemens Brentano in den Jahren 1801 bis 1816. Frankfurt a.M. u.a.: Lang 1996, angeschlossen.

21 Meyer-Krentler (wie Anm. 11), S. 70.

22 Ebd.

23 Meyer-Krentler (wie Anm. 3), S. 1-22, hier S. 8.

24 Ebd., S. 9. Vgl. zur Argumentation Gerhart von Graevenitz: Eduard Mörrike: Die Kunst der Sünde. Zur Geschichte des literarischen Individuums. Tübingen: Niemeyer 1978, Kap. III.2, S. 109-142.

bindung von Kopf und Herz, Tugend und Empfindung” auszublenden, sollte die vermutete Gegenläufigkeit von Privatisierung und Verbindlichkeit im literaturgeschichtlichen Schnittfeld von Aufklärung, Empfindsamkeit und Sturm und Drang an den freundschaftlichen Gruppenbildungen der zweiten Jahrhunderthälfte wie dem Göttinger Hain deutlich ablesbar sein.²⁵ Und genau das scheint – nebenbei bemerkt – auch der Fall zu sein, wie sich in der Konfrontation des hier vorgestellten Freundschaftsmodells mit den Äußerungen seiner Mitglieder im abschließenden dritten Teil dieser Untersuchung zeigen wird.

An dieser Stelle läßt sich zusammenfassend und zur Ausgangsfragestellung zurückkehrend sagen: Ist die gefühlskultivierte Freundschaft zwischen Frühaufklärung und Hochempfindsamkeit immer auch intentional, so läßt sich von hierher durchaus ein Ansatz gewinnen, die für den späten Hain unstrittige, für den frühen aber fragliche und hier zu diskutierende Ausrichtung auf so scheinbar abstrakte Größen wie Freiheit, Vaterland, Religion und Tugend an sein Freundschaftsmodell zurückzubinden und somit die vermeintlich divergierenden Sphären privater Intimität und öffentlicher Wirksamkeit für beide Phasen zusammenzuschließen. Von daher wäre es dann überhaupt nicht notwendig, das für das Selbstverständnis des Bundes so wesentliche Ineinandergreifen von emotionaler Befindlichkeit und moralischem Anspruch erst in die Zeit nach dem Bundschluß zu verlegen und auf diese Weise den Eindruck eines ziellosen, abrupt aufkommenden Sendungsbewußtseins überreizter Klopstock-Leser zu erwecken. Der intentionale Charakter von Freundschaft hebt die dichotomische Problemstellung von emotionaler Privatheit und zweckgerichteter öffentlicher Wirkung nicht erst für den Bund auf; schon für den informellen Zirkel der über Lektüre und Dichtung freundschaftlich verbundenen Studenten wird man ihn gelten machen dürfen. Aber jedenfalls von einer weiter gefaßten und breiter verankerten Position her, als dies bei Annelen Kranefuss geschieht:

Auch bei den Dichtern des Göttinger Hain wäre es zu kurzgegriffen, wenn man den heroisch-pathetischen Gestus allein dem öffentlich-politischen Bereich, der Gesellschaft, die sanften, elegischen Empfindungen dagegen dem Privaten, der Natur, zuordnen wollte. Es ist nicht nur ‘Vaterlandsgefühl’, was da in der Nachfolge Klopstocks freigesetzt wird. Fast könnte man von einem frei schwebenden Enthusiasmus sprechen, der sich die erhabenen Gegenstände erst sucht, an denen er sich abbilden kann.²⁶

Insofern es nach Lage der Dinge für den freundschaftlichen Zusammenschluß der Hainbündler kaum nötig gewesen sein dürfte, sich erst großartig nach “erhabenen Gegenständen” umzuschauen, wird man allerdings eher von einem in vorgeprägten Bahnen sich frei entfaltenden, denn von einem “frei schwebenden” Enthusiasmus sprechen dürfen. Denn ihrem Bund der Freundschaft ist – wie der bisherige Argumentationsgang nahelegt und im folgenden noch zu zeigen sein wird – mit der tugend-

²⁵ Meyer-Krentler (wie Anm. 3), S. 10f.

²⁶ Annelen Kranefuss: Klopstock und der Göttinger Hain. In: Sturm und Drang. Hrsg. von Walter Hinck. 2. Aufl. Frankfurt a.M.: Athenäum 1989, S. 146.

empfindsamen Option im Sinne einer “gelebte[n] Antizipation künftiger solidarischer Menschengemeinschaft” von Anfang an eine gesamtgesellschaftliche Linie eingezeichnet.²⁷ Originär dagegen ist die spezifische Ausformung dieser Vorgaben in der konkreten Selbstverpflichtung zu tugendhafter Dichtung, mit der sich die literarisch ambitionierten Studenten schreibend eigene Handlungsräume erschließen und für die der von Voß in der rückblickenden Schilderung des Bundschlusses genutzte Begriff ‘Vaterland’ in diesem Sinne gleichsam als Losungswort fungiert.

Denn nicht von Freundschaft als ‘bürgerlicher Verhaltensform’ schlechthin erhoffen sich die Mitglieder des Göttinger Hain a priori eine positive Ausstrahlung auf eine kommende und vielleicht schon mit ihnen anbrechende Zeit der Tugend, einer abstrakten, politisch ziellosen Freiheit und des wahren Geschmacks – eine Hoffnung, die in der nächsten Generation der Bundesbrüder schließlich in utopischen Projektionen einer insularen Gegenwelt einmündet und damit endgültig ihren Anspruch auf gesellschaftliche Verbindlichkeit verwirkt. Zur Basis der schreibend ausagierten, gleichbleibend unkonkreten wie zunehmend verbal sich radikalierenden Hoffnungen “der tatenlose[n] aber tatendürstende[n] Jünglinge” wird die im freundschaftlichen Umgang gründende poetische Praxis.²⁸ Die sich daran knüpfenden hochfliegenden Erwartungen jenseits von ganz persönlichem Nachruhm und weihrauchumnebelter Unsterblichkeit bleiben ansonsten gänzlich unverständlich, gleiches gilt für die Bemühungen um ein eigenes Publikationsorgan, auf dessen spärliche Einkünfte Voß wenige Jahre später gar seine Existenz gründet. Die über den kritischen Austausch von Literatur vermittelten Freundschaften im Göttinger Hain werden zwar als vorbildliches Modell wenn nicht der Gegenwart, so doch der Nachwelt betrachtet, zur Wirkung in den gesellschaftlichen Raum hinein bedarf es jedoch der öffentlichen Repräsentanz, die über Literatur und ihre Verbreitung im Musenalmanach hergestellt wird. So wie die Bundesgenossen die größten Hoffnungen auf *Die deutsche Gelehrtenrepublik* oder auch eine deutsche Grammatik von Klopstock richten, knüpfen sie ebensolche an die eigenen literarischen Produkte. Daß man neben den Verdiensten um das Vaterland auch noch dichterischen Lorbeer ernten und die Aufmerksamkeit des einen oder anderen tugendhaften deutschen Mädchens (man denke allein an Charlotte von Einem) auf sich zu lenken vermag, das Angenehme also durchaus mit dem Nützlichen verbinden kann, ist ein bei aller Bescheidenheit nur zu gern hingenommener Nebeneffekt ...

27 Kranefuss (wie Anm. 26) S. 140-141.

28 Johann Friedrich Hahn in einem Brief an Klopstock vom 30.07.1774. Zit. nach: Der Göttinger Hain. Hrsg. von Alfred Kellertat. Stuttgart: Reclam 1984, S. 364.

III. Freundschaft und Vaterland!

Nach dem notwendigen begriffsgeschichtlichen und methodischen Exkurs und einigen vorausgeschickten Hinweisen zur Stoßrichtung des im folgenden zu beschreibenden Weges nimmt dieser dritte und letzte Teil der Untersuchung seinen Ausgangspunkt bei den Schwierigkeiten, die sich bei dem Versuch einstellen können, die sprachliche Differenz der von Voß gebotenen Schilderungen des Bundschlusses ohne hinreichenden Rekurs auf die Freundschaftskonzeption des Göttinger Hain zu deuten. Die dabei zunächst ins Zentrum zu rückende Analyse bündischer Formationen im 18. Jahrhundert von Angelika Beck, der Meyer-Krentler bescheinigt, „im Ansatz wie im Ergebnis akzeptabel“²⁹ zu sein, hat mit der gewählten Lesart letztlich den Anstoß für die hier vorliegende Auseinandersetzung gegeben – sie steht mit ihrer Wahrnehmung und Deutung des Problems aber nicht allein.³⁰

Nicht nur aufgrund ihrer anders gearteten Fragestellung und der daraus notwendig resultierenden Schwerpunktsetzung auf den bereits ausgeformten Bund geht die Studie eigentlich an dem hier zu diskutierenden Problem vorbei. Insofern die Verfasserin jedoch bemüht ist, den von Reinhart Koselleck aufgezeigten Wandel der Kategorie ‚Bund‘ vom „religiösen Erwartungsbegriff zum gesellschaftlichen Organisationsbegriff“³¹ in vier Schritten an „exemplarischen Bündnissen zu demonstrieren und ihre Relevanz für den deutschen Weg bürgerlicher Emanzipation deutlich zu machen“, unterlegt sie die Anfänge des Göttinger Hain dem späteren Bund als Folie.³² Und dabei läuft die Frage, wie sich der anfängliche „freundschaftliche Umgang mit und über Literatur gestaltete“ bei ihr allein auf die „ein intensives Zusammengehörigkeitsgefühl“ herstellende und Gruppenidentität stiftende gemeinschaftliche Lektüre und das ebenso in Gemeinschaft zelebrierte Dichten in freier Landschaft hinaus.³³ Die vorbündischen Tendenzen zu gesamtgesellschaftlicher Wirkung werden von ihr entweder nicht gesehen oder kurzerhand der „Selbstermächtigung der Dichterfreunde zu einer autonomen Kritikersgemeinschaft“ eingearbeitet, so daß in der Folge die Darstellung des Bundes praktisch ohne Rekurs auf Freundschaft auskommt und sich ganz auf die tugendhafte Selbstverpflichtung zu Vaterland, Freiheit und Religion beschränkt.³⁴ Die „Verbreitung der eigenen Gesinnung im Medium der Poesie“ als ebenso umfassender wie unbestimmter Inhalt des Auftrages, den sich der Bund ge-

29 Meyer-Krentler (wie Anm. 11), S. 11, Anm. 7.

30 Angelika Beck: „Der Bund ist ewig“. Zur Physiognomie einer Lebensform im 18. Jahrhundert. Erlangen: Palm & Enke 1982 (Erlanger Studien, 36). Zu nennen wäre in diesem Zusammenhang etwa die Arbeit von Annette Lüchow: Klopstock und der Göttinger Hain. Diss. phil. Hamburg 1995.

31 Reinhart Koselleck: Bund – Bündnis, Föderalismus, Bundesstaat. In: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Hrsg. von Otto Brunner, Werner Conze und Reinhart Koselleck. Bd. I. Stuttgart: Klett 1972, S. 640.

32 Beck (wie Anm. 30), S. 2.

33 Ebd., S. 78.

34 Ebd., S. 86.

geben hat, wird zurückgeführt auf persönlichen Ehrgeiz –

freilich stets verbunden mit einem allgemeinen Anspruch; der Bund ambitionierter Dichter erklärte sich umstandslos zum Sachwalter eines alles umfassenden Anliegens, das mit den Begriffen Vaterland und Freiheit, Religion und Tugend großzügig umschrieben wurde. Begeisterung an Poesie und das persönliche Bestreben, in diesem durch Klopstock tiefgreifend sakralisierten Medium ‘unsterblich’ zu werden, übertrugen die Bundesgenossen auf kategorial andere Bereiche, ihr emphatisches Verhältnis zu Poesie erweiterten sie zu einem intentional-praktischen und bezogen es auf nationale und sittliche Belange.³⁵

Für die Bundesgesänge Hölty's, nach Wilhelm Michael in der ersten Fassung bereits Mitte September 1772 entstanden,³⁶ erkennt sie demnach zwar die Bezugnahme des Bundesgedankens auf “vaterländische Erweckung” und “vaterländische Befreiung” an, für die Phase vor und während des Bundschlusses macht sie jedoch “nur die förmliche gegenseitige Freundschaftsversicherung” und das Versprechen aufrichtiger wechselseitiger Kritik geltend.³⁷ Wenn Voß dagegen im Rückblick den Bund der Freundschaft schon im Zeichen des Vaterlands sich formieren sieht, “so appliziert er dem Bundschluß eine zunächst nicht explizite Ausrichtung.”³⁸ Freundschaft und Vaterland stehen hier nicht nur durch die Wasserscheide des Bundschlusses voneinander getrennt sich gegenüber, auch für die Zeit des Bundes laufen sie mehr oder minder unvermittelt nebeneinander her, einzig durch das Medium der Poesie verkoppelt: Freundschaft bringt die Dichter zwar zusammen, hat mit der Ausrichtung des Bundes auf germanisches Deutschtum, Vaterland und Freiheit dann aber nichts mehr zu tun – diese verdankt sich Beck zufolge “insgesamt einer utopisierenden Phantasie, die an Vor-Bildern erwuchs und nicht an gesellschafts- und/oder staats-theoretischen Analysen.”³⁹ Die von Meyer-Krentler aufgewiesene sozialetische Dimension von Freundschaft im 18. Jahrhundert wird von ihr offenbar so nicht gesehen, daher der Versuch, dem jüngeren Bericht eine Projektion späterer Tendenzen des Bundes durch seinen selbsternannten Sachwalter zu unterstellen und daher auch der Rückzug auf eine theorielose, an poetischen Vorbildern orientierte “utopisierende Phantasie”. Nun wird man in der Tat “Hinweise auf Rousseau und die Diskussion radikaler Aufklärungspositionen” im Hain vergeblich suchen.⁴⁰ Zu den Vorbildern des Bundes darf man aber neben den vaterländischen Gesängen Klopstocks sicherlich auch das von ihm noch im Kreis der Bremer Beiträger stilisierte Freundschaftsmodell der ‘wenigen Edlen’ und sein sendungsbewußtes Dichterverständnis zählen dürfen – beide vielleicht eher als Transmissionsriemen gesellschaftspolitischer Aspekte namhaft zu machen als eine in bardisches Germanentum gehüllte Phantasie. Im folgenden soll es

35 Ebd., S. 88f.

36 Vgl. Wilhelm Michael: Überlieferung und Reihenfolge der Gedichte Hölty's. Halle a.S.: Niemeyer 1909 (Bausteine zur Geschichte der neueren deutschen Literatur, 2), S. 163.

37 Beck (wie Anm. 30), S. 89.

38 Ebd., S. 86.

39 Ebd., S. 89.

40 Ebd.

allerdings zunächst nur darum gehen, die Vorstellung einer von ihren vaterländischen Zügen entbundenen, auf privater Lektüre und Dichtung ruhenden Freundschaftskonzeption des noch informellen Göttinger Hain anhand der zur Verfügung stehenden Quellen zu hinterfragen. Wie stellt sich dieses Verhältnis im Selbstverständnis der Beteiligten dar? Ist Literatur für sie das selbstzweckhafte Privatvergnügen ansonsten zufällig befreundeter Personen, deren Beziehung erst mit der Funktionalisierung von Poesie vaterländische Qualität gewinnt – womit Freundschaft dann aber eben hinter den intentional-praktischen Charakter der Bundeszugehörigkeit zurücktritt? Wird der individuelle Wettstreit um unsterblichen Dichterruhm erst nach dem Bundschluß um die Hoffnung auf überindividuelle Wirkung und Erfüllung der selbstzugewiesenen Bestimmung ergänzt oder schon vorher?

Nun sind wir über die Vorgeschichte des Göttinger Hain vor der Ankunft von Johann Heinrich Voß in Göttingen zu Ostern 1772 bekanntlich sehr dürftig unterrichtet. Nur gelegentlich wirft ein Brief Heinrich Christian Boies oder Gottfried August Bürgers, der im Frühjahr als Amtmann ins nahegelegene Gelliehausen wechselt, mit den Göttingern aber weiter in Kontakt bleibt, Licht auf diese Verhältnisse.⁴¹ Erst mit dem Einsetzen des Briefwechsels von Voß und seinem Gönner Boie, später auch der übrigen Bundesmitglieder mit Ernst Theodor Johann Brückner,⁴² lassen sich die von Johann Martin Miller und Voß im Rückblick verfaßten und zu einer Geschichte des Bundes ausgeweiteten Lebensbeschreibungen des Anfang September 1776 verstorbenen Ludwig Christoph Heinrich Hölty durch eine dichte Folge brieflicher Zeugnisse ergänzen.⁴³ Zwar ist dieses Quellenmaterial ebenfalls durch-

41 Vgl. dazu Karl Ludwig von Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel. Hrsg. von Karl August Varnhagen von Ense und Theodor Mundt. Bd. II. 2., unveränd. Aufl. Leipzig: Reichenbach 1840, Briefe von und an Gottfried August Bürger. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte seiner Zeit. Aus dem Nachlasse Bürger's und anderen, meist handschriftl. Quellen hrsg. von Adolf Strodtmann. Bd. I. Berlin: Paetel 1874 und York-Gothart Mix: Der Intendant auf dem deutschen Parnas. 20 unveröffentlichte Briefe von Heinrich Christian Boie an Johann Arnold Ebert. In: Lenz-Jahrbuch. Sturm und Drang Studien 2 (1992), S. 185-226.

42 Voß (wie Anm. 1) bietet nur einen stark redigierten Auszug dieses zum großen Teil in der LB Kiel befindlichen Briefwechsels, den Ernst Metelmann: Zur Geschichte des Göttinger Dichterbundes 1772-1774. In: Euphorion 33 (1932), S. 341-420 (auch als Faksimile-Nachdruck. Stuttgart: Metzler 1965) um viele verloren geglaubte Briefe auch der übrigen Bundesmitglieder an den neuen Freund ergänzen konnte. Zur Kritik der Briefausgabe von Abraham Voß vgl. Wilhelm Herbst: Johann Heinrich Voß. Bd. I. Leipzig: Teubner 1872, S. 260-261: "Es haben mir fast sämtliche Originale vorgelegen, von denen übrigens keineswegs alle gedruckt sind. Ausserdem hat eine genaue Vergleichung ergeben, dass auch innerhalb der gedruckten Briefe manche Stellen, und zwar nicht bloß der Unwichtigkeit wegen, sondern hier und da auch aus Klugheitsrücksichten, ausgelassen oder im Ausdruck gemildert sind."

43 Johann Martin Miller: Etwas von Hölty's Charakter. In: Teutsche Chronik (1776). Beilage zu Stück 80, S. 1-51, separat Augsburg: Stage 1776, nachgedruckt als: Einiges von und über Hölty's Charakter. In: Ders.: Gedichte. Ulm: Wohler 1783, S. 439-466, sowie Johann Heinrich Voß: Hölty's Leben. In: Gedichte von Ludewig Heinrich Christoph Hölty. Besorgt durch seine Freunde Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg und Johann Heinrich Voß. Hamburg: Bohn 1783, S. iii-xxvii, überarbeitet noch einmal als Vorrede in: Voß (wie Anm. 2), S. v-lvi.

aus nicht frei von Stilisierungen und den üblichen Zugeständnissen an den emphatisch-gefühlhaften Ton der literarischen Briefkultur der Zeit, es trägt aber aufs Ganze gesehen doch nicht so ausgesprochen legendenbildende, die eigene Lebensgeschichte zum Mythos umschaffende Züge wie die bei aller vorgeblichen Distanz doch immer auch auto-biographischen Berichte oder manche nur sehr vermittelt und näherungsweise mit der Wirklichkeit zur Deckung zu bringende Briefe und literarische Erzeugnisse der Bundeszeit. Die Dichtung vor den programmatischen Bundes- und Freundschaftsgesängen trägt demgegenüber kaum etwas zur Erhellung der Beziehungsstrukturen bei.

Die Akteure sammeln sich nicht zufällig spätestens ab 1771 um den wenige Jahre älteren Boie, nach dem Weggang Friedrich Wilhelm Gotters alleiniger Herausgeber des ersten deutschen Musenalmanachs. Nachdem durch einen verlegerischen Piratenakt eine Konkurrenzsammlung noch vor der Göttinger Blütenlese auf den Markt gekommen ist, gibt Boie das anthologische Prinzip zugunsten einer Sammlung von Erstdrucken bekannter wie noch unbekannter Autoren auf und fordert im Almanach auf das Jahr 1771 das Publikum auf, "Beyträge vor Ende des halben Jahres" einzusenden – woraufhin Voß im Juli über Abraham Gotthelf Kästner mit ihm Kontakt aufnimmt.⁴⁴ Bei seinem Eintreffen in Göttingen findet er bereits einen "Parnassum in nuce" vor, von dem Boie schon im Januar 1772 urteilt: "Es sind einige feine junge Köpfe da, die zum Theil auf gutem Wege sind. Ich suche das Völkchen zu vereinigen. Gegenseitige Ermunterung hilft mehr als man glaubt."⁴⁵ Hintergrund für die nun überall aufkeimenden und z.T. recht erfolgreichen und vielgelesenen poetischen Blütenlesen ist zum einen das aus der Aufklärung weiterwirkende Bestreben der deutschen Literaten, über die kleinstaatlichen und landschaftlichen Grenzen des alten Reiches hinweg eine den Engländern und Franzosen ebenbürtige Nationalliteratur zu schaffen, der es auch nach Meinung Boies weniger an Substanz gebricht als vor allem für die lyrischen Kleinformen an einem Forum, das die verstreuten Gedichte sammelt, "die oft nicht so bekannt werden, als sie es verdienen".⁴⁶ Zum anderen schlägt sich hier die von ihm während eines gut zweimonatigen Aufenthalts in Berlin gemachte Erfahrung des mangelnden Bewußtseins einer nationalen Kultur von seiten des preußischen Hofes und seiner französisierenden Akademie der Wissenschaften nieder.⁴⁷ Dieses als kultureller Notstand der politischen Führung verstandene Übel treibt Klopstock wenig später dazu, seine Pläne zu einer 'deutschen' Akademie

44 Göttinger Musenalmanach auf das Jahr 1771. Hrsg. von Carl Redlich. Nendeln/Liechtenstein: Kraus 1968 (Reprograph. Nachdruck der Ausg. Stuttgart 1895), S. 5 [10].

45 Boie in einem Brief an Karl Ludwig von Knebel vom 30.01.1772. In: Varnhagen von Ense/Mundt (wie Anm. 41), S. 116.

46 Göttinger Musenalmanach auf das Jahr 1770. Hrsg. von Carl Redlich - Nendeln/Liechtenstein: Kraus 1968 (Reprograph. Nachdruck der Ausg. Stuttgart 1894), S. 3 [*2a].

47 Vgl. Heinrich Christian Boie: Briefe aus Berlin 1769/70. In Verbindung mit dem Deutschen Literaturarchiv, Marbach a.N. hrsg. von Gerhard Hay. Mit einem farbigen Bildnis, zwei Tafeln und 10 Abb. Hildesheim: Gerstenberg 1970.

dem Kaiser anzutragen und – als dieses scheitert – literarisch in seiner kryptischen *Deutschen Gelehrtenrepublik* von 1774 zu verbreiten. Insofern die Musenalmanache den Autoren ein solches überregional rezipiertes Forum bereitstellen, haben sie als “Kristallisationspunkt des literarischen Lebens auf nationaler und regionaler Ebene” am Prozeß der “Konsolidierung einer überregionalen literarischen Öffentlichkeit” erheblichen Anteil, geraten sie zu einem intentional-praktischen Mittel, den mit weitergehenden Hoffnungen auf einen gesellschaftlichen Emanzipationsprozeß des ökonomisch wie ideologisch noch ungefestigten Bürgertums verbundenen Fortgang der deutschen Poesie zu befördern.⁴⁸ Die territoriale, kulturelle und konfessionelle Zersplitterung soll zumindest für die bürgerlichen Schichten Deutschlands im Kraftfeld einer integrativen literarischen Kultur überwunden werden, und hier mitzuwirken ist jeder vernünftige Deutsche aufgefordert – sei es produzierend, kritisierend oder auch nur rezipierend. Von hierher und sicher nicht allein aus der editorischen Notwendigkeit, für den Almanach stets neue Beiträger einzuwerben, erhellt die Antwort Boies, der sich selbst eher in der Rolle des freundschaftlichen Ratgebers dem noch ungefügigen Genie gegenüber sieht, auf den ersten, mit Gedichtproben versehenen Brief von Voß:

Der Nation ein neues Genie zu zeigen, ist in meinen Augen ein großes Verdienst, und Sie würden es für keine Schmeichelei halten, wenn ich Ihnen sage, daß ich in Ihren Stücken außerordentlich viel davon finde, wofern Sie mich kennen. [...] Meine Anmerkungen mögen Ihnen zeigen, ob ich ein Recht über diese Sachen zu urtheilen habe oder nicht. Würden Sie zuweilen finden, daß ich nicht Unrecht habe, und aus meinen Bemerkungen Gelegenheit nehmen, einige Stellen zu verbessern, so würd' ich glauben, durch diesen Brief unsrer Nation einen größeren Dienst, als durch alle eigne Ausarbeitungen geleistet zu haben.⁴⁹

In eben diese Richtung einer jenseits der öffentlichen Literaturfehden der Zeit angesiedelten Ermunterung der “witzigen Köpfe” Deutschlands zur eigenverantwortlichen Antizipation und weiteren selbständigen Ausdifferenzierung der literarischen Muster und Gattungen zielt die Aufforderung Boies,

Sprache und Wohlklang zu studieren, und durch mancherlei Versuche die Art auszufinden, in der Sie eigentlich sich auszeichnen können. [...] Auch möcht' ich Sie bitten, etwas größeres zu versuchen. Keiner unserer jungen Dichter läßt sich in *Werke* ein. Wir schreiben Kleinigkeiten, zuweilen gut und oft vortreflich. Aber wie wenige suchen unsere Literatur mit Werken zu bereichern, quae decies repetita placebunt?⁵⁰

Auch Brückner wird von ihm ausdrücklich ermutigt, mit seinen *Idyllen aus dem Stande der Unschuld* und vor allem seinen theatralischen Versuchen fortzufahren, um den jungen “Nationalgeschmack der Deutschen” auf diesem Gebiet auszubilden: “Unser Theater ist noch im Werden. Thun Sie daß Ihrige es zu bilden, so machen Sie sich ein großes Verdienst.”⁵¹ Noch anderthalb Jahre später heißt es in diesem Sinne anerkennend:

48 York-Gothart Mix: Die deutschen Musenalmanache des 18. Jahrhunderts. München: Beck 1987, S. 42 u. 49.

49 Boie in einem Brief an Voß vom 1.8.1771. In: Voß (wie Anm. 1), S. 58f.

50 Boie in einem Brief an Voß vom 28.10.1771. Ebd., S.64.

51 Boie in einem Brief an Brückner vom 5.3.1772. In: Metelmann (wie Anm. 42), S. 346.

Wie viel Vergnügen hat uns Ihr letzter Brief wieder gemacht, mein theuerster Brückner, und wie viel die poetische Beylage! Einige der Gedichte scheinen mir itzt noch völlig opus absolutum; alle haben das Gepräge des Genies, der Empfindung, und, was mir das liebste ist, vermehren die wenigen Werke der Nation, die einen höheren Zweck haben. [...] Wir werden gewiß alle nach Ausländern gemodelten und itzt bewunderten Meisterstücke nach und nach sinken, und sie an den Platz gestellt sehen, den sie verdienen.⁵²

Brückner freilich hängt seine z.T. bereits gedruckten Versuche indes bedeutend niedriger und setzt seine Hoffnungen auf den Dichter der *Minna von Barnhelm* und der eben erschienenen *Emila Galotti*:

Da ist sie, ich habe sie gelesen, studirt, halb auswendig gelernt. Streichen Sie aus alle *Emilie Blontvillen!* Ich wills frey gestehen, ich habe eine Thorheit begangen, daß sie gedruckt ist. Aber ich baute zu viel auf das Glück der ersten Vorstellung. Als es in Halle aufgeführt ward, machte es viel Lärmen; aber ich hätte wissen sollen und können, daß das Paterre ein unsicherer Richter ist.⁵³

Voß gegenüber äußert er den Wunsch, "daß Lessing mehr schreibe [...]! Und sollte ich ewig gegen ihn nicht aufkommen; er soll schreiben damit Deutschland eine Bühne bekomme!"⁵⁴ – Eine Bühne wohlgemerkt, die derjenigen der Engländer und Franzosen eigengewichtig an die Seite gestellt werden kann und nicht nur ihre Muster nachahmt:

Weyße suchte nicht, wie sie, einen eignen deutschen Weg zu finden; er suchte die Aktion der Engländer und die Deklamation der Franzosen zu vereinigen, eine, nach meinem Gefühl, unthunliche Sache. Wenigstens muß das nicht der Nationalgeschmack der Deutschen werden.⁵⁵

Mit den Stücken Christian Felix Weißes und den Proben Gotthold Ephraim Lessings für das bürgerliche Trauerspiel hält er die Entwicklung des deutschen Dramas aber längst nicht für erschöpft und setzt demgegenüber auf das freie Spiel der Kräfte im literarischen Wettstreit, das über kurz oder lang originäre Werke in allen Gattungen hervortreiben wird. Eine Haltung, in der er sich durch den schließlichen Erfolg der wetteifernden Bemühungen in der Balladendichtung (Hölty und Bürger) oder den Homer-Übersetzungen (Voß, Bürger und Friedrich Leopold zu Stolberg) bestätigt fühlen darf:

Alles, was ich noch von Ihnen gesehen, verräth mir so sehr eigene Anlage, daß, Sie nicht aufzumuntern, mir Verletzung von Pflicht und Kälte für die Ehre des Vaterlandes schiene. [...] Wenn ich ja aufmuntern soll, so wär' es in der Dichtung nicht bei den kleinern Arten stehen zu bleiben; wir haben gute und selbst vortrefliche Stücke dieser Klasse genug! größere Felder liegen nur ungebaut, die größte Erzählung, die sich der Epopee nähert, die Epopee selbst, das wahre Lehrgedicht u.s.w.⁵⁶

52 Boie in einem Brief an Brückner vom 13./18.11.1773. Ebd., S. 402f.

53 Brückner in einem Brief an Voß vom 12.6.1772. Ebd., S. 349.

54 Brückner in einem Brief an Voß vom 12.6.1772. Ebd., S. 350.

55 Boie in einem Brief an Brückner vom 5.3.1772. Ebd., S. 346.

56 Boie in einem Brief an Brückner vom 16.11.1772. Ebd., S. 370.

Der Ausbildung eines eigenen deutschen Geschmacks die noch fehlenden Muster zu liefern, ist Verpflichtung eines jeden, der Anlage dazu in sich trägt; diese ersten tastenden Versuche zu ermuntern und kritisch zu begleiten, ist dagegen ganz in der Nachfolge Klopstocks und seiner literarischen Überhöhung der Familie der Freunde die Aufgabe und – mehr noch – die vaterländische Pflicht des Freundes, sei es im persönlichen Umgang oder im schriftlichen Verkehr. Noch die Aufnahme Brückners in den Bund fordert ihn als korrespondierendes Mitglied, kann doch der

Endzweck unserer näheren Verbindung, durch wechselseitige Kritiken einander aufzuhelfen und zu ermuntern, [...] bei Ihnen schriftlich erhalten werden; denn schriftlich thun wir's sogar unter uns, um freimüthiger und richtiger zu urtheilen.⁵⁷

Und auch Klopstock, zunächst ohne eigenes Zutun symbolische Führerfigur des Bundes, nimmt mit der Huldigungsschrift zu Ostern 1773 die nicht allein freundschaftliche, sondern liebende Rolle der höchsten Urteilsinstanz ein und gestaltet den Kontakt mit der unvermittelt auftauchenden Jüngerschar in der Form literarischer Kritik, wengleich davon insgesamt kaum etwas realisiert wird:

Er wird selbst schreiben. Anmerckungen wird er machen, ofne, freye Anmerckungen, Wir haben kein Schonen zu befürchten, denn er liebt uns alle! Einzelne mündliche Urtheile könnte ich anführen, aber ich will nicht vorgreifen; genug, (geben Sie sich zufrieden Hahn!) genug daß auch Tadel unter diesen Urtheilen war. Einen Brief von Klopstock an den Bund werden wir, hoffe ich, mitbringen, seine kritischen Anmerkungen aber will er uns nach und nach schicken wenn wir wieder in Göttingen sind. Er will sich Zeit nehmen um Musse zu haben u: desto specieller urtheilen zu können.⁵⁸

Später fügt auch er sich in das straffer werdende Reglement des Bundes, dessen eigentliche Ziele jenseits literaturkritischer 'Nebenabsichten' weiterhin unklar bleiben:

Alles was wir schreiben, muß strenge nach diesem Zweck, nach Geschmack und Moral geprüft werden, eh es erscheinen darf. Er selbst unterwirft sich dem Urtheil des Bundes. Zwei Drittheile von den Stimmen entscheiden. Er will durchaus nicht mehr als Eine Stimme haben, und zwar, auf unser Bitten, die lezte. Nebenabsichten sind – die Vertilgung des verzärtelten Geschmacks, ferner der Dichtkunst mehr Würde gegen andre Wissenschaften zu verschaffen, manches Gözenbild, das der Pöbel anbetet, z.B. einen Heyne, Weiße, Ringulf u.s.w. zu zertrümmern, die Schemel der Ausrufer, wenn sie zu sehr und zu unverschämt schreiben, umzustürzen u.s.w.⁵⁹

Freundschaftliche Kritik läßt die Übungen des sich erst entfaltenden Genies zu Einfachheit und Natürlichkeit des Ausdrucks in Ruhe ausreifen, leitet zum selbstkritischen Ausritt auf dem 'Musengaul' und zur eigenverantwortlichen Handhabung der

57 Voß in einem Brief an Brückner vom 26.10.1772. In: Voß (wie Anm. 1), S. 93.

58 F.L. Stolberg in einem Brief an den Bund vom 30.4.1773. In: Friedrich Leopold Graf zu Stolberg: Briefe. Hrsg. von Jürgen Behrens. Neumünster: Wachholtz 1966 (Kieler Studien zur deutschen Literaturgeschichte, 5), S. 22f.

59 Voß in einem Brief an Brückner vom 17.11.1774. In: Voß (wie Anm. 1), S. 178.

dichterischen 'Feile' an und treibt in einem veredelnden Läuterungsprozeß das Beste seiner unverbildeten Muse hervor. Sie ist offen, ohne falsche Schmeichelei und spricht die aufrichtige, weil "unzurückhaltene Sprache der Empfindung".⁶⁰ Freundschaft – auch, aber nicht allein als Steigerung der eigenen emotionalen Gestimmtheit, nicht zweckfrei und privatisiert, sondern als intentionale Beziehung – konstituiert sich hier nahezu automatisch über literarische Kritik, eine Funktion, die Boie "bei einer Lage wie die Ihrige, die Ihnen keine kritischen Freunde gewährt," zunächst ersatzweise ausübt.⁶¹ Erst nach und nach gibt er sie dann an die zunehmend selbstbewußter werdende und von seiner auf Ausgleich und Vermittlung der Positionen bedachten Person sich lösende Dichter- und Kritikergemeinschaft ab:

Das junge Genie ist glücklich, das früh einen nicht *unterdrückenden Tadler* findet. Wenn Sie in mir vors erste den Freund zu finden glauben, der im Stande ist, Ihnen einige Fehlerchen zu zeigen, so theilen Sie mir Ihre ferneren Versuche mit, und erwarten Sie von mir allemal ohne Rückhalt das Urtheil meiner Empfindung.⁶²

Hinter dem Nutzen des Einzelnen für das Ganze treten auch ganz elementare und niemals zu ersättigende Bedürfnisse des Freundes nach brieflichem Kontakt zurück, so wenn Brückner bei Voß anfragt, ob er Boies knapp bemessene Zeit ruhigen Gewissens in Anspruch nehmen darf:

Schade, daß der liebe Mann so sehr von den Göttingern und von den schönen Geistern Deutschlands genutzt wird, hätte ich beinahe gesagt; denn wir verlieren dadurch gar sehr. Aber nein, unser Freund muß so nützlich seyn, als er immer seyn kann; er soll nicht eine Stunde auf eine Beantwortung meiner Briefe verwenden, in der er etwas nützlicher thun könnte. Kann er aber schreiben, so muß er denken, daß er mir eine wahrlich sehr grosse Freude macht.⁶³

Der steten Gratwanderung dieses nützlich-uneigennützigem Freundschaftsmodells zwischen den tugendhaften Forderungen der allgemeinen Menschenliebe, den selbstsüchtigen Motiven des eigenen Seelenlebens und den pragmatischen Erwägungen der literarischen Kultur ist Boie sich offenbar auch selbst bewußt, wenn er den Dank Brückners bescheiden zurückweist:

Was ich hier Herrn Voß zu thun suche, ist, in meinen Augen, nichts, als was jeder Mensch, der Glauben an Rechtschaffenheit und Tugend hat, thun wird, wenn er kann, und was Sie, an meiner Stelle, vielleicht noch wärmer, noch nachdrücklicher gethan hätten. Einem Mann von Talenten unter die Arme zu greifen, ist vielleicht nur ein feiner Eigennutz. Der Meinige hat sich frühe belohnt. Ihre Freundschaft und die Seinige – die hätte ich gern noch theurer erkaufte.⁶⁴

60 Boie in einem Brief an Brückner vom 5.3.1772. In: Metelmann (wie Anm. 42), S. 345.

61 Boie in einem Brief an Voß vom 10.10.1771. In: Voß (wie Anm. 1), S. 59.

62 Ebd., S. 63.

63 Brückner in einem Brief an Voß vom 10.8.1772. In: Metelmann (wie Anm. 42), S. 356.

64 Boie in einem Brief an Brückner vom 5.3.1772. Ebd., S. 344.

Dieser Eigennutz weist insofern über sich selbst hinaus, als er über die möglichste Summierung von Einzelfreundschaften nicht allein dazu beiträgt, die eigene Glückseligkeit zu maximieren. Die auf Literatur gründende Freundschaft von Autor, Kritiker und Leser fügt immer auch einen weiteren Stein in den Bau einer deutschen Nationalliteratur ein und gewinnt dem gebildeten Teil der Gesellschaft ein nützliches, nämlich literarisch produktives Element hinzu, von dem sich “sowohl Herr Ramler als Herr Gleim, denen ich von Ihren Versuchen gezeigt habe, sich die größten Hoffnungen [...] machen.”⁶⁵

Diese beständigen, aber unausgesprochenen Hoffnungen vermischen sich schließlich mit dem ehrgeizigen Streben nach einem Stück Unsterblichkeit zwischen Klopstock und dem so geschätzten Karl Wilhelm Ramler, “unsern Flakkus”:

Haben wir schon Dichter von der Art, wie wir uns den Alcäus vorstellen, die in dem höchsten Tone der Dichtkunst das Laster antasten, und die Tugend unsterblich machten? Klopstocks Oden sind göttlich. Aber könnte man sich nicht noch zwischen Klopstock und Ramler hineinschieben? Griechenland hatte wenigstens neun lyrische Dichter. Jeder hatte sein eignes, und ist unsterblich. Wir haben erst, – doch sagen Sie’s mir, wie viel wir haben. [...] Wollen nicht auch wir den Ruhm der Deutschen vermehren? O, mein Liebster, welche Wollust, wenn wir uns alsdann im Tempel des Ruhms, der zugleich Tempel der Tugend ist, einander umarmen können; beide noch unentschieden, in welcher Dichtungsart wir dereinst den Enkeln glänzen werden! Arbeiten Sie, arbeiten Sie jede Minute an dem Monumente, das Jahrhunderte dauern soll.⁶⁶

Das Genügen an den im Medium der Poesie verankerten Hoffnungen auf individuelle und gesamtgesellschaftliche Wirkung, darauf, “uns sovielen Freude, u. der Welt sovielen wahren Nuzzen zu schaffen”, gerät erst mit dem spektakulären Beitritt der Grafen Stolberg zum Bund und dem dadurch angebahnten direkten Kontakt mit dem zunächst als rein literarische Option begriffenen Leitstern Klopstock ins Wanken.⁶⁷ Das Modell schreibenden Handelns scheint zumindest für einige Bundesbrüder nicht mehr auszureichen, die grundsätzliche Vorstellung poetischer Geschmacksbildung als nationale Tat, nunmehr auch mit Gottes Segen ausgestattet, wird damit aber nicht eigentlich angetastet:

Sein Werk ist unser Bund augenscheinlich, er hat ihn gestiftet, durch die heiligsten Bande der reinsten u. zärtlichsten Freundschaft bevestiget, sichtbar gesegnet und uns dadurch seines gewiß nie aufhörenden Schutzes versichert. Ich bin dessen so gewiß versichert daß ich nie ohne die gröste Freudigkeit in die entferntesten Folgen unsrer Verbrüderung hineinschaue, eine Verbrüderung welche keinen geringern Zweck hat als die Empfindungen alles dessen das wahr, edel, groß und gut ist in unserm lieben Vaterlande auszubreiten. Wie erhebt nicht das Gefühl dieser Bestimmung das ganze Herz! – Ja, ich muß es wiederhohlen, der Bund ist Gottes Werck!⁶⁸

65 Boie in einem Brief an Voß von 4.3.1772. In: Voß (wie Anm. 1), S. 72.

66 Voß in einem Brief an Brückner vom 2.9.1772. Ebd., S. 88f.

67 J.M. Miller in einem Brief an Brückner vom 20.3.1773. In: Metelmann (wie Anm. 42), S. 378.

68 F.L. Stolberg in einem Brief an Brückner vom 11.12.1773. Ebd., S. 408f.

Letztlich bleibt es bei der nur pathetischen Beschwörung großer Taten, die bereits den Willen für eine solche nimmt und nicht darüber hinaus gelangt, so wenn Johann Friedrich Hahn mit resignativem Unterton bei Brückner anfragt:

Hast Du niemals Epochen gehabt, wo Du alles, und alles in vollestem Maasse thun wolltest, von dem blossen Gedanken, es zu thun in Feuer geriethst, und vor lauter Gedanken, wie viel Du thun wolltest, niemals an das Thun selbst kamst?⁶⁹

Verhaltene Distanzierung gegenüber der großen, in gegenseitigen Versicherungen steckenbleibenden Kraftgebärde des von sich selbst berauschten Bundes melden auch schon Höltys Freundschaftsoden an, in welchen sich der sanft-empfindsame Gestus gegenüber dem Ausdruck eines kollektiven Enthusiasmus durchsetzt und sich der elegisch herabgestimmte Odenton Klopstocks im Windschatten des hochgespannten Tugendefiers entfaltet. Indem sich jeder solchermaßen "sein eignes" schafft, wird der Bund heterogener in seinen Möglichkeiten, wozu auch die Rückbesinnung auf die langfristigen Möglichkeiten tugendhafter Rührung und Erhebung des Herzens gehört, die einzig vor dem Richterstuhl der Nachwelt bestehen können muß. In diesem Sinne sind die öffentlichkeitswirksamen Attacken gegen den herrschenden Literaturbetrieb und den erklärten Gegner und zum undeutschen Antipoden der angestrebten Erweckung einer nationalen Literatur erhobenen Christoph Martin Wieland nicht ganz unumstritten:

Wir wollen Religion und Tugend *angenehm* machen. Das ist das Amt der Poesie und ihre ganze Macht, und das ist auch die Pflicht und die Krafft unsres Bundes. Wollen wir uns aber auf dem großen Theater mit den Narren herumschelten, so lacht uns die Welt mit ihnen aus. Das sie uns antasten, das kann uns keinen Schaden thun; wenn nur unsre Gedichte wirklich so sind, daß ein fühlendes Herz seinen Beyfall nicht versagen kann. [...] Und gefallen wir nur, und wir haben die so reizende göttliche Tugend und Religion auf unsrer Seite; o so werden die, die anderes dichten, gar bald um ihr Ansehen kommen. Bringen wir den Lesern ein geheiligtes Gefühl bey, so wird ihnen ein Wielandscher Witz bald ekelhaft werden.⁷⁰

Zum Abschluß meines Argumentationsganges, der die unaufhebbaren Verquickungen von Freundschaft, Tugend und Poesie im frühen Göttinger Hain wie auch ihr Weiterleben im späten Bund nachzeichnen soll, möchte ich einen Brief Höltys an Brückner wiedergeben, der das bisher Gesagte wie in einem Brennglas bündelt und praktisch alle relevanten Bereiche der tugendempfindsamen Beziehungsstrukturen im Bund auf sich vereint:

Hochzuehrender Herr,
Lieber Freund!

Ohne lange Complimente sage ich Ihnen, daß ich Ihr Freund bin, und Ihre Gegenfreundschaft wünsche. Sie sind ein Dichter der Tugend, ein Mitglied unsers Bundes, ein

69 Hahn in einem Brief an Brückner vom 12.3.1773. Ebd., S. 383.

70 Brückner in einem Brief an den Bund vom 28.1.1774. Ebd., S. 414.

echter Deutscher, wie könnt' ich länger zögern, Sie meiner Liebe zu versichern! Wir wollen, als gute Freunde, auf der Bahn der Dichtkunst fortgehn, uns einander aufhelfen, wenn wir straucheln, uns zurechte weisen, wenn wir irren, uns aufmuntern, wenn wir stille stehn, bis wir endlich keck auftreten, und dem Publicum zeigen können, daß Apoll und Braga noch über die Deutschen walten, und sich an einem Klopstock, Rammler, Kleist, den Schöpfern der deutschen Sprache, nicht arm verschwendet haben. Noch viele Lorbeern sind im Reiche der Dichtkunst zu erringen, vielleicht sind uns einige derselben aufbewahrt, wir wollen wenigstens darnach streben. Wir wollen Tugend und Freude singen, unsre Muse soll eine Lehrerin, nicht bloße Tändlerin seyn. Die comische Muse ist nicht für den ernsten denkenden Deutschen, wollte der Himmel, daß wir gar keine comischen Dichter hätten, sie entnerven die Sprache, und verfehlen die Absicht der Poesie, die kein Gelächter erregen, sondern das Herz erheben und beßern soll. Wenn sie dieses thut, so ist der Dichter verehrungswürdig, und ein Wohltäter der Menschen.

Es folgen einige Gedichte von mir, darüber ich mir Ihr Urtheil ausbitte. Braga walte über Sie, lieben Sie

Ihren
Hölty⁷¹

Hier wird noch einmal deutlich, wie sehr im Freundschaftskonzept des Göttinger Hain eine über den Bereich der Literatur vermittelte, auf ein kulturpatriotisches Nationalgefühl gerichtete tugendhafte Handlungsnorm vorwaltet, die sich in Produktion und Kritik von Poesie im Bund das Terrain eigener Wirkungsmöglichkeiten absteckt. Freundschaft dient hier auf der einen Seite zweifellos der Stabilisierung des individuellen Seelenhaushalts einer sozial desintegrierten und desorientierten Gruppe jugendlicher Bürger, die mit dem Abbruch der Theologenlaufbahn und dem Studium der Philologie zu neuen gesellschaftlichen Ufern aufbrechen. Und insofern ist Tenbruck auf der einen Seite sicherlich beizupflichten, wenn er das Interesse der Soziologie auch für den Bereich der persönlichen Beziehungen einklagt. Andererseits ist Freundschaft aber auch im Sinne Meyer-Krentlers "Inbegriff der politischen Verantwortlichkeit des Bürgertums der Tugendempfindsamkeit, das sich so eine bedeutende Stellung innerhalb des aufgeklärt-vernünftigen Staatswesens zuschreibt" und – so ist man mit Blick auf den Hain versucht hinzuzufügen – erschreibt.⁷² Auf der im freundschaftlichen Umgang von Autor, Kritiker und Leser entstehenden literarischen Kultur als dem vorerst einzigen bürgerlichen Handlungsraum ruhen die unbestimmten Hoffnungen und unklaren Erwartungen der im alten System nicht mehr und in einem neuen Gesellschaftsentwurf noch nicht verorteten Schicht, von ihr erhofft man sich eine wie auch immer geartete positive Ausstrahlung auf die sich wandelnden sozialen Strukturen, auf die man politisch keinerlei Einflußmöglichkeiten geltend machen kann. Dabei korrespondiert die allgemeine und nicht nur im Bund vorherrschende Unklarheit hinsichtlich der anzustrebenden Ziele – sprich: "die Empfindungen alles dessen das wahr, edel, groß und gut ist in unserm lieben Vaterland auszubreiten" – mit der Unbe-

71 Brief Hölty's an Brückner vom 10.11.1772. Ebd., S. 367.

72 Meyer-Krentler (wie Anm. 11), S. 42.

dingtheit und geradezu eschatologischen Heilsgewißheit, mit der diese verfochten werden.⁷³ Das mikrosoziale Laboratorium des Bundes wird dabei hemmungslos – und dem realen Verhältnis von Poesie und Praxis keineswegs angemessen⁷⁴ – zum Vorrang und zur Erfüllung der schon in den moralischen Wochenschriften für die Freundschaft beanspruchten “Identität von himmlischer und irdischer, moralischer und emotionaler, sozialer und individueller Glückseligkeit” stilisiert.⁷⁵ Soweit die gesteigerten Hoffnungen auf eine gesamtgesellschaftliche Wirkung von Literatur ebenso von Klopstock vorgezeichnet sind, wie das von ihm autorisierte und im Bund antizipierte Muster des Freundeskreises, kann es nicht verwundern, wenn gemeinschaftliche Lektüre wie Dichtung als selbstbestimmte Teilnahme am ‘Fortgang der Poesie’ im Göttinger Hain von Anfang an auf individuelle Gefühlssteigerung *und* überindividuelle Wirksamkeit angelegt sind. Die eingangs zur Diskussion gestellte Konfrontation der Kategorien ‘Freundschaft’ und ‘Vaterland’ läuft also ins Leere und muß von der Fragestellung: ‘Freundschaft oder Vaterland?’ vielmehr zu der Feststellung: ‘Freundschaft und Vaterland!’ verschoben werden. Wenn es auch im nachhinein kaum mehr eindeutig zu klären sein wird, so ist es doch mehr als wahrscheinlich anzunehmen, daß die im nachhinein vorgenommene Zuschreibung des zweiten Berichts eine präzisierende Akzentverschiebung, aber keinen Gegensatz markiert, insofern Voß es zu Anfang des 19. Jahrhunderts für nötig halten kann, die nicht mehr allgemein anerkannte sozialetische Grundierung des Freundschaftsbegriffs, wie er für die Kernphase des Göttinger Hains noch bestimmend ist, auf diese Weise zu verdeutlichen. Jedenfalls ist es durch nichts zu rechtfertigen, die ganz offensichtlich durchgängige vaterländische Färbung von Freundschaft im Göttinger Hain einfach aufzukündigen, sie einseitig für die Zeit der direkten Einflußnahme Klopstocks ab dem Frühsommer 1773 zu reservieren und zugleich “eine Veränderung in der Zielsetzung des Bundes gegenüber dem Gründungsschwur” festzustellen.⁷⁶ Der Wunsch, durch Literatur auf die Gesellschaft wirken zu wollen und der Nation, dem Vaterland, einen Dienst zu erweisen, spannt eine Kontinuitätslinie quer durch den Bund. Was sich verändert, ist die Radikalität der Phantasien, die sich schließlich gar des Fürstenmords für fähig hält und reichlich Tyrannenblut vergießt – wenn auch nur auf dem Papier.

Stefan Anders

73 F. L. Stolberg in einem Brief an Brückner vom 12.12.1773. In: Metelmann (wie Anm. 42), S. 409.

74 Vgl. dazu August Stahl: Utopie und Erfahrung im Spiegel der ‘schönen Natur’. Zu Höltys Frühlingslied. In: Gedichte und Interpretationen. Hrsg. von Karl Richter. Bd. II: Aufklärung und Sturm und Drang. Stuttgart: Reclam 1988 (RUB, 7891), S. 295-306.

75 Meyer-Krentler (wie Anm. 11), S. 43.

76 Lüchow (wie Anm. 30), S. 207.

Voß – ein Barde der Befreiungskriege ?

Am 7. Februar 1814 veröffentlichte *Der deutsche Beobachter oder die Hanseatische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen* inmitten der Wirren der Befreiungskriege ein von Voß stammendes Gedicht.¹

Trinklied für Freie,

von J. H. Voß.

Mit Eichenlaub den Hut bekränzt; Wohlauf! und trinkt den Wein! Der duftend uns entgegengläntzt, Ihn sandte Vater Rhein.	Ob uns ein Meer entgegen rollt; Hinein, sie sind entmannt, Die Knecht'! Sie streiten nur um Gold, Und nicht für's Vaterland.
Ist einem noch die Knechtschaft werth, Und zittert ihm die Hand, Zu heben Kolbe, Lanz' und Schwerdt, Wenn's gilt für's Vaterland? (Alle.) Weg mit dem Schurken! weg!	Hinein! das Meer ist uns ein Spott! Und singt mit stolzem Klang: "Ein' feste Burg ist unser Gott!" Und Klopstocks Schlachtgesang.
Für uns, für uns ist diese Nacht! Für uns der edle Trank Man keltert' ihn, als Frankreichs Macht In Hochstädts Thälern sank, In Leipzigs Fluren sank.	Der Engel Gottes schwebt daher Auf Wolken Pulverdampf, Schaut zornig in der Feinde Heer, Und schreckt sie aus dem Kampf!
Drum, Brüder auf! den Hut bekränzt! Und trinkt, und trinkt den Wein! Der duftend uns entgegengläntzt, Uns sandt' ihn Vater Rhein!	Sie fliehn! Der Fluch der Länder fährt mit Blitzen ihnen nach! Und ihre Rücken kerbt das Schwerdt Mit feiger Wunden Schmach!
Uns, uns gehöret Hermann an! Und Tell, der Schweizerheld! Und jeder freie deutsche Mann! Wer hat den Sand gezählt?	Auf rothen Wogen wälzt der Rhein Die Sklavenleichen fort, Und speit sie aus und schluckt sie ein, Und jauchzt am Ufer dort!
Zur Rach' erwacht, zur Rach' erwacht, Der freie deutsche Mann! Trompet' und Trommel ruft zur Schlacht! Weht Fahnen! weht voran!	Der Rebenberg am Leichenthal Tränkt seinen Most mit Blut; Dann trinken wir beim Freudenmahl Triumph! Tyrannenblut!

¹ Der deutsche Beobachter oder die Hanseatische Zeitung von Staats- und Gelehrten Sachen. 1814. Nro. 21 (7. Februar), [S. 4]

Man muß kein Voß-Spezialist sein, um zu erkennen, daß hier kein unbekanntes, kurz zuvor erst entstandenes Gedicht seinen Weg zu den Lesern fand, sondern daß das beliebte, bereits 1774 geschriebene und im Musenalmanach für 1776 mit der Melodie von Carl Philipp Emanuel Bach veröffentlichte Trinklied erneut abgedruckt worden ist.

Allerdings ist das Lied bearbeitet worden. Gestrichen wurden die Verse 2 bis 4 der dritten Strophe, die Strophen 4, 7 und 9 bis 11, gestrichen wurden alle beschreibenden Darstellungen feudaler Willkür, gestrichen wurde alle Kritik an den deutschen Verhältnissen. Ersetzt wurde das anstößige “Sklavenäser” durch das weniger abwertende “Sklavenleichen”, vertauscht wurden – möglicherweise durch Lesefehler – in der siebenten Strophe der im *deutschen Beobachter* abgedruckten Fassung “Sold” gegen “Gold” und in der elften Strophe “fort” gegen “dort”, ergänzt wurde der Hinweis auf den Sieg kaiserlicher und englischer Truppen über ein französisch-bayerisches Heer bei Höchstädt und Blindheim 1704 durch den aktuellen Bezug auf die Schlacht bei Leipzig. Geblieben ist ein überwiegend aus Imperativen bestehender Text mit starkem Appellcharakter, geblieben ist ein mitreißendes Lied, das die Leser – so gering die textlichen Eingriffe erscheinen mögen – vor dem Hintergrund des politischen Geschehens als Aufruf gegen französische Machtansprüche verstehen mußten, geblieben ist ein von patriotischer Gesinnung getragener Schlachtgesang.

Von wem stammt die Bearbeitung des *Trinklieds*, wer hat sie in der Zeitung veröffentlicht? Voß hat das *Trinklied* selbst mehrfach überarbeitet. Zwar entsprechen die 1785 im ersten Band der *Gedichte* und 1802 in Band 4 der *Gesammelten Gedichte* veröffentlichten Fassungen fast wörtlich der im Musenalmanach abgedruckten, nur die 7. Strophe ist unterdrückt, offenbar weil sie zu sehr als Aufruf zu konkretem Handeln hätte mißverstanden werden können. Jedoch die Abschrift einer zwischen 1789 und 1795 entstandenen Fassung des Gedichts, die Ernst Consentius 1923 veröffentlicht hat,² weist textlich und inhaltlich große Veränderungen auf. Aus dem Blickwinkel der Revolutionäre am Rhein, denen nun die politische Erbschaft eines Hermann, eines Wilhelm Tell und eines Wilhelm von Oranien zugeschrieben wird, werden die Mißstände in Deutschland angeprangert. Das Lied schließt mit der Hoffnung, daß beiderseits des Rheins “vereinte Brudervölker” in Freiheit leben könnten.

2 Ernst Consentius: Aus Heinrich Christian Boies Nachlass. Textgeschichtliche Mitteilungen zu Klopstock, Lessing, Herder, Gerstenberg, Voss und anderen. In: Zeitschrift für deutsche Philologie. Halle. 48. Bd. 1920, S. 389-433; 49. Bd. 1923. S. 57-78, 195-229 [hier: 49. Bd. S. 224-225]. Der Abdruck folgt dem Notizbuch des N.N. (vermutlich Voß’ Schwager Christian Rudolf Boie), das 1923 im Boie-Nachlaß der Kgl. Bibliothek zu Berlin aufbewahrt wurde. Die Eutiner Landesbibliothek besitzt eine offenbar frühere Abschrift eines Voß-Sohnes, aus der Wilhelm Herbst (Johann Heinrich Voss. II. Bd. 1. Abt. Leipzig 1874, S. 298f.) nur die drei gegenüber dem Trinklied neuen Strophen in seine Voß-Biographie aufgenommen hat. Unterschiede – abgesehen von orthographischen Differenzen –: Die Eutiner Abschrift überliefert die neue Überschrift “Für die Franken am Rhein”; 3. Strophe statt “Er kriech’ um Schranzenbrot” > “Er bettl’ um Schranzenbrot”; Strophe 5 und 6 vertauscht; 9. Strophe: “der Engel Gottes” > Der Freiheit Engel”; 10. Strophe: “Mit Blitzen” > “Gleich Blitzen”; 12. Strophe: “Erneute Brudervölker” > “Vereinte Brudervölker”.

Diese Fassung, die auf die Situation des Trinkgelages völlig verzichtet, scheint Voß selbst nicht veröffentlicht zu haben. Doch das *Trinklied für Freie* gehörte, in verschiedenen fremden Bearbeitungen, zum festen Repertoire jakobinischer Liederbücher und Gedichtsammlungen in Deutschland.³

Sollte Voß nach all dem Blutvergießen der Napoleonischen Kriege seine Einstellung geändert haben und mit den jungen Freischärlern in einen patriotischen Wettstreit um den mitreißendsten Schlachtgesang eingetreten sein? Ein solcher Gesinnungswechsel ist weder wahrscheinlich, noch gibt es dafür irgendeinen Beleg. In den Gedichtsammlungen 1825 und 1835 enthält das *Trinklied für Freie* zwar einen Angriff auf jene Höflinge, die sich Napoleons Zielen willig zur Verfügung stellten, aber keine der Änderungen des *deutschen Beobachters* ist in die späteren Fassungen übernommen worden. Nach 1806 hat Johann Heinrich Voß meines Wissens keine Beiträge mehr in norddeutschen Zeitschriften veröffentlicht. Zwar versuchte Cotta, für dessen *Morgenblatt* Voß und sein Sohn Heinrich wiederholt Beiträge geliefert haben, stärkeren Einfluß auf den Deutschen Beobachter zu gewinnen und ihn zu einem Gegengewicht zu dem renommierten *Hamburgischen Correspondenten* auszubauen, doch diese Zusammenarbeit begann erst mit dem 3. Januar 1815.⁴

Gegründet wurde der *deutsche Beobachter* in der kurzen Zeitspanne der Abwesenheit der französischen Besatzung von Hamburg; die erste Nummer erschien am 11. April 1813. Die Zeitung zeichnete sich durch eine forciert patriotische Attitüde aus. Die politisch-militärische Lage und finanzielle Engpässe erzwangen 1813 und 1814 längere Unterbrechungen des Erscheinens; 1814 mußte die Zeitung wegen der anhaltenden Besetzung Hamburgs in Bremen herauskommen. Mit der Beteiligung Cottas ändert sich der Charakter der Zeitung, sie wird seriöser, gleicht sich dem Erscheinungsbild anderer Zeitungen an, nimmt einen eher liberalen Standpunkt ein. Nachdem hohe Verluste Cotta veranlaßt hatten, 1817 aus der Unternehmung auszusteigen, zog sich das Ende der Zeitung noch bis 1819 hin. Herausgeber und Redakteur war Jakob Bendix Friedrich Daevel, bei jeder Erwähnung in den Spalten der Zeitung geschmückt mit dem Zusatz "Secretair Sr. Excellenz des Russisch-Kaiserlich kommandirenden Generals, Baron von Tettenborn".

Tettenborn! Die "Befreiung" Hamburgs durch Tettenborn ist bereits so oft dargestellt worden, daß es nicht mehr nötig ist, die Ereignisse noch einmal zu schildern. Am lesenswertesten sind tatsächlich noch immer die Erinnerungen des unmittelbaren Augenzeugen Johann Georg Rist.⁵ Auf das bloße Gerücht, russische Truppen würden sich nähern, zog sich die französische Besatzung Hamburgs über die Elbe

3 Hans-Werner Engels: Gedichte und Lieder deutscher Jakobiner. (Tübingen: 1971), S. 186.

4 Holger Böning: Deutsche Presse. Bibliographische Handbücher zur Geschichte der deutschsprachigen Presse von den Anfängen bis 1815. Band 1. 3. Stuttgart-Cannstatt 1996, Sp. 1897-1909 [hier: Sp. 1905-1906].

5 Johann Georg Rist: Lebenserinnerungen. Hrsg. von G[ustav] Poel. Gotha: Friedrich Andreas Perthes 1884.

zurück. Fünf Tage später erreichte die Vorhut Bergedorf, am 18. März 1813 zog Tettenborn, zu dem Zeitpunkt noch Oberst, mit 1300 Kosaken auf struppigen Pferden in Hamburg ein, von der Bevölkerung aufrichtig begrüßt und gefeiert. Die Schüler der obersten Klasse der Hamburger Gelehrtenschule Johanneum erschienen nicht mehr zum Unterricht, sondern schlossen sich der Hanseatischen Legion an; Handwerker und Bürger exerzierten in der Bürgergarde. Mag diese Episode militärgeschichtlich bedeutungslos sein, literaturgeschichtlich reicht sie immerhin zu Fußnoten. So diente Karl August Varnhagen von Ense, der auch mit Beiträgen im *deutschen Beobachter* vertreten ist, als Hauptmann in der Tettenbornschen Truppe, der Schriftsteller und Gelehrte Jonas Ludwig von Heß war, obwohl ohne jede militärische Erfahrung, Kommandant der Bürgergarde, und Friedrich Christoph Perthes, Matthias Claudius' Schwiegersohn, stolzierte als Chef des Generalstabs der Bürgergarde in gestickter Stabsuniform mit langem Säbel durch seine Buchhandlung. Auch Graf Christian zu Stolberg, zwar Untertan des mit Napoleon verbündeten dänischen Königs, erinnerte sich daran, daß ihn, "wo Sie sich stürzt in des Elbgotts Bett, Gebahr die Alsternymph",⁶ und begeisterte sich für die vaterländischen Ziele. Jene pompöse, über Stunden sich hinziehende Fahnenweihe der Hanseatischen Legion in der Michaeliskirche feierte er in einer pathetischen Hymne.⁷ Im *deutschen Beobachter* ist er mit einem Gedicht zur Schlacht bei Leipzig, sein Bruder mit zwei Gedichten vertreten.⁸ Als sich Marschall Davout mit Verstärkung näherte, wurde die militärische Lage Hamburgs, eingeklemmt zwischen den bei Harburg stehenden französischen Truppen und den mit Frankreich alliierten Dänen, endgültig aussichtslos. Von der Hanseatischen Legion begleitet verließ Tettenborn die bedrängte Hansestadt und "verschwand sogleich wieder im östlichen Unterholz".⁹

Christian zu Stolberg beließ es zum Glück bei der Ankündigung, das bereits gewetzte Schwert zu zücken, und sammelte mit seinem Bruder die in diesen Jahren entstandenen Gesänge und Oden in den *Vaterländischen Gedichten*. Dieses 1815 bei Perthes in Hamburg erschienene schmale Bändchen wird durch das bereits 1774 entstandene "Lied eines deutschen Knaben" und die "Westhunnen" von 1793 eingeleitet, so daß

6 Christian Graf zu Stolberg: Beim Anblick des vom Tod' erstandenen Hamburger Correspondenten. Den 20sten März 1813. In: Vaterländische Gedichte von Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg. Hamburg 1815, S. 27-28.

7 Christian Graf zu Stolberg: Die geweihte Fahne. Im April 1813. In: Vaterländische Gedichte, S. 32-34.

8 Christian Graf zu Stolberg: Der Morgen. Ode. In: Der deutsche Beobachter oder die Hanseatische Zeitung von Staats- und Gelehrten Sachen. 1814. Nro. 49 (28. März), [S. 4]. In den *Vaterländischen Gedichten* unter dem Titel: Leipzigs Schlacht. Ode, S. 35-37. – Friedrich Leopold Graf zu Stolberg: Die Gränze. In: Der deutsche Beobachter oder die Hanseatische Zeitung von Staats- und Gelehrten Sachen. 1814. Nro. 38 (9. März), [S. 4] (Vaterländische Gedichte S. 48-51). – Friedrich Leopold Graf zu Stolberg: Napoleon. In: Der deutsche Beobachter oder die Hanseatische Zeitung von Staats- und Gelehrten Sachen. 1814. Nro. 100 (12. Juni), [S. 2] (Vaterländische Gedichte, S. 45-47).

9 Arno Schmidt: Fouqué und einige seiner Zeitgenossen. Biographischer Versuch. (Frankfurt 1975), S. 283.

das blutige Ringen der Befreiungskriege als notwendige Fortsetzung ihres persönlichen, die Wiederherstellung einstiger Rechte anstrebenden Kampfes erscheint. Zwar scheint Christian die treibende Kraft bei diesem Unternehmen gewesen zu sein. Daß jedoch auch im Hause des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg die vaterländischen Gefühle das Denken bestimmten, belegen die Briefe des Sohnes Christian zu Stolberg-Stolberg, der gerade jenes "Lied eines deutschen Knaben" seines Vaters als Argumentationshilfe wählte, um zu begründen, warum er sich als Freiwilliger melden wollte.¹⁰ Im November 1813 erhielt er die lang ersehnte Erlaubnis seines Vaters, am 16. Juni 1815 fiel er in Frankreich.

Die Frage, wer Voß' Gedicht bearbeitet und im *deutschen Beobachter* veröffentlicht hat, läßt sich mit letzter Sicherheit nicht bestimmen. Doch was bedeutet, angesichts der 5000 Louisdor, die Tettenborn als persönliche Gratifikation aus dem Hamburger Senat herauspreßte, angesichts der Berge von Gold und Schmuck, die die Bevölkerung abzuliefern gedrängt wurde, über deren Verbleib und Verwendung jedoch nie Rechenschaft abgelegt wurde, angesichts der 96 Kutschen und Wagen, mit denen Tettenborn und sein Gefolge, die auf dem bloßen Rücken ihrer Kosakenpferdchen nach Hamburg hineingeritten waren, ihr Hab und Gut aus der Hansestadt heraustransportierten, der Diebstahl am geistigem Eigentum des Urhebers des *Trinklieds für Freie*?

Martin Grieger



¹⁰ Hans von Olfers: Briefe des Grafen Christian zu Stolberg-Stolberg aus der Zeit der Befreiungskriege (1812-1815). In: Deutsche Rundschau. Jg. 1905/1906. Bd. 4, S. 378-399 [hier S. 386].

Anzeigen und Rezensionen

Johann Heinrich Voß (1751-1826). Beiträge zum Eutiner Symposium im Oktober 1994. Herausgegeben von Frank Baudach und Günter Häntzschel. Eutin: Struve's Buchdruckerei und Verlag 1997 (Eutiner Forschungen, Bd. 5). 380 S. ISBN 3-923457-40-5 Kart. 48 DM

Die Vorträge und Diskussionen des Eutiner Symposiums im Oktober 1994 boten dem Zuhörer einen weitgespannten Überblick über Leben und Werk von Johann Heinrich Voß, und auch dem Leser ermöglicht jetzt der Tagungsband eine Bestandsaufnahme der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Dichter und Übersetzer.

Um, wie es wissenschaftlicher Vorgehensweise angemessen ist, mit den Quellen zu beginnen: Die Beiträge von Sigrid von Moisy *Die Vossiana der Bayerischen Staatsbibliothek* und von Kornelia Küchmeister *Der Familiennachlaß Boie-Voß in der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek Kiel* geben Auskunft über Erwerb und Bestand des handschriftlichen Nachlasses von Voß. Es wird deutlich, daß die Familien Voß und Boie sehr bewußt einer Zerstreuung des Nachlasses, die bei vielen anderen Schriftstellern zu beklagen ist, entgegengewirkt, aber auch, daß die beiden Bibliotheken diesen Schatz aus eigenen Anstrengungen noch vermehrt haben.

Johann Heinrich Voß stellt in *Die Bibliotheca Vossiana in der Lehrerbibliothek des Görres-Gymnasiums in Düsseldorf* die lange unzugängliche Handbibliothek von Abraham Voß vor, die übrigens auch die Bibliothek des Komponisten J. A. P. Schulz enthält. Er ergänzt damit nicht nur seine Ausführungen über *Büchersammlungen in der Familie Voß* in den Beiträgen zu *Werk und Wirken von Johann Heinrich Voß (1751-1826)*. *Zusammengestellt von Volker Riedel. Neubrandenburg 1989*, sondern liefert auch wertvolle Informationen zur Familiengeschichte. Sehr willkommen wird mit Sicherheit vielen Mitgliedern auch die Nachricht im Beitrag von Manfred von Stosch sein, daß endlich der Briefwechsel Voß-Miller erscheinen soll. Mit dieser Korrespondenz und der von Adrian Hummel betreuten Ausgabe der Brautbriefe werden endlich zwei für den jungen Voß wichtige Quellen allgemein verfügbar.

Ein großer Teil der Beiträge des Tagungsbandes führt den Leser durch die Biographie des Dichters. In seinem Beitrag *Der Göttinger Hain in den Briefen von Johann Heinrich Voß* setzt sich Manfred von Stosch vor allem mit dem Verhältnis zu Johann Martin Miller und Carl Friedrich Cramer auseinander. Die lebenslange Freundschaft trotz großer Entfernung zu dem einen konfrontiert er mit der trotz räumlicher Nähe und regelmäßiger Besuche kritischen, ja ablehnenden Haltung dem anderen gegenüber. Auch Ulrich Joost zeichnet mit der zwischen Bewunderung für die dichterische Leistung und kommerzieller Konkurrenz schwankenden Beziehung zwischen *Bürger und Voß* ein das alte Klischee vom jugendlichen Freundschaftsbund differenzierendes Bild. Die Entwicklung des Streits zwischen *Voß und Lichtenberg*, der sich aus Voß' Auseinandersetzung mit dem Göttinger Lehrer Heyne verselbständigt hat, stellt Peter Schünemann dar. Die Heftigkeit des Streits versucht er aus den unterschiedlichen Persönlichkeitsstrukturen der Kontrahenten zu erklären.

Axel E. Walter räumt in seinem Beitrag *Johann Heinrich Voß in Eutin (1782-1802) – ein Spätaufklärer in einer norddeutschen Landstadt am Ende des aufgeklärten Jahrhunderts* mit der beliebten Vorstellung eines Eutiner Kreises auf. Die Beziehungen zu Stolberg wurden mit der Zeit immer schwieriger, die zu Schlosser, Nicolovius und Jacobi waren nie besonders eng. Zum freien Meinungsaustausch suchte sich Voß in Eutin andere Gesprächspartner. Einen von ihnen stellt Henry A. Smith in seiner Untersuchung *Gabriel Gottfried Bredow. Konturen eines Bildes* vor, der das Verdienst zukommt, den leider früh verstorbenen Schulmann und Historiker der völligen Vergessenheit entrissen zu haben. Einen bisher kaum beachteten Abschnitt in Voß' Leben hat Klaus Manger in seinem Beitrag *Johann Heinrich und Ernestine Voß in Jena (1802-1805)* untersucht. Dabei interessieren ihn vor allem die Gründe, die Voß veranlaßt haben, Jena zunächst als Wohnort zu wählen, es aber auch so bald wieder zu verlassen.

Die Vossische Streitbarkeit, ja Streitlust untersucht Peter J. Brenner in seinem Beitrag *Streit in der Idylle. Johann Heinrich Voß als Polemiker* an den Auseinandersetzungen mit Heyne und Lichtenberg, mit Stolberg und mit Creuzer. Zwar beharrt Voß als entschiedener Verfechter aufklärerischer Positionen darauf, ebenbürtiger Gesprächspartner in der Kontroverse zu sein, die nicht durch ständische Abhängigkeiten, sondern eine rein sachliche Argumentation entschieden werden soll, andererseits, da der Streit nicht nur eine Störung des häuslichen Friedens bedeutet, sondern meist aus persönlichen Verhältnissen erwächst, geraten immer wieder biographische Details in die Beweisführung.

Die Beiträge von Adrian Hummel "*Es war die Zeit, da ein Schwarm junger Kräfftlinge...*". *Bestimmungen des 'Romantischen' bei Johann Heinrich Voß* und Günter Häntzschel *Voß als Objekt romantischer Satiren* zeigen, daß das Verhältnis keineswegs in einem unüberbrückbaren Gegensatz bestand, sondern daß bei aller wechselseitigen Kritik der dichterischen Leistung Anerkennung gezollt wurde. Jürgen Behrens betont in seinem Beitrag *Whig und Jacobiner – zur Freund-Feindschaft von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg und Johann Heinrich Voß* die Bedeutung der unterschiedlichen Herkunft der einstigen Freunde und späteren Gegner. Durch seinen Umgang mit Mächtigen bereits in Jugendjahren, seine Ausbildung und seine Tätigkeit hatte Stolberg das Instrumentarium gewonnen, das ihn zu einem differenzierten Urteil über die politischen Ereignisse befähigte, während Voß den Eindrücken seiner Jugendzeit verhaftet blieb und keine weitreichenden politischen Konzeptionen entwickelt hat. Ergänzt werden diese Ausführungen durch Dirk Hempels Untersuchung *Aristokrat und Reformier. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg als Kammerpräsident in Eutin*, in der er Stolberg zwar einerseits als adelsstolzen Gegner der Französischen Revolution, andererseits auch als aufgeschlossenen Reformier, etwa in der Frage der Aufhebung der Leibeigenschaft, vorstellt.

Heidi Ritter zeigt in ihrem Beitrag über *Ernestine Voß als Erzählerin: 'Aus dem Leben von Johann Heinrich Voß'*, daß die Partnerin von Voß auch eine begabte, am Beispiel ihres Mannes geschulte Autorin war.

Einzelne Aspekte des Schreibens und Denkens von Voß behandelt ein weiterer Teil der Beiträge: Leif Ludwig Albertsen analysiert in seinem Beitrag *Hase und Kartoffel, Adel*

und Bauer um 1800. Bemerkungen zu J. H. Voß: "Die Kartoffelernte" und Verwandtem die beiden Gedichte *Kartoffelernte* und *Vor dem Braten* und deckt auf, daß hinter dem scheinbar Idyllischen eine gehörige Portion Sozialkritik und politisches Engagement steckt. Dagegen verneint Dieter Lohmeier die Frage *Voß - ein politischer Dichter?* Ausgehend von der nicht weiter belegten These, nur das gesungene politische Lied sei wirksame politische Lyrik, wird Voß politische Wirksamkeit abgesprochen, zumal er überwiegend moralisch, nicht aber politisch reflektiert argumentiere.

In seinem Beitrag *Johann Heinrich Voß und der Neuhumanismus* betont Helmut J. Schneider, daß für Voß nicht nur das Ergebnis der Begegnung mit dem antiken Dichten und Denken, sondern auch der Weg dorthin, das selbständige Erarbeiten des eigenen Lebensumfelds durch die Konfrontation mit der fremden Welt ein wesentlicher Teil seines Bildungskonzeptes ist. Daher ist für buchstabengebundene Gelehrsamkeit althumanistischer Prägung in diesem Konzept genauso wenig Platz wie für eine mit dem Argument der Nützlichkeit des Lehrstoffs begründete Beschränkung auf das rein Sprachliche.

Lesley Drewing bricht in ihrem Beitrag "... *Wenn auch nicht allemal so passend für den Geschmack neuerer Leser*". Zum *Schicksal der Vossischen Shakespeare-Übersetzung* eine Lanze für die nahezu vergessene Übertragung der Shakespeareschen Dramen durch Voß und seine Söhne, an der sie die Treue gegenüber dem fremden Original rühmt. Diese Treue zeichnet auch die klassischen Übersetzungen von Voß aus, war aber dem romantischen Übersetzungskonzept, das für Shakespeare in Deutschland bestimmend wurde, diametral entgegengesetzt.

York-Gothart Mix untersucht in *Die Säue im Blumenbeet und die Beiträger des Hamburger 'Musen-Almanachs'. Mediengeschichtliche Recherchen zum Lyrikmarkt der Spätaufklärung und zum sozialen Profil seiner Trägerschicht* das Verhältnis von Lesern und Beiträgern der Musenalmanache. Er stellt fest, daß ziemlich rasch ein eigenständiger Markt entstanden ist, der geprägt ist von dem Miteinander anerkannter Dichter und Dilletanten als Beiträger, so daß nicht mehr der Stand der Gelehrten, sondern das gebildete Bürgertum die Trägerschicht der Musenalmanache stellt. Typisch für die Musenalmanache, besonders für Voß' Hamburger Musenalmanach ist die große Anzahl der Vertonungen. Das Fehlen einer eigenständigen musikalischen Gattung Idylle scheint nur vordergründig ein Hindernis bei der adäquaten Vertonung dieser Dichtungsform zu sein. Laurenz Lütteken stellt in seinem Beitrag "*Es herrscht durchaus die simpelste und schönste Harmonie*". *Zur Typologie der musikalischen Idylle* die verschiedenen Versuche vor, mit musikalischen Mitteln das Idyllische auszudrücken.

Bei der Fülle der Beiträge fällt es schwer, in der gebotenen Kürze einer Beprechung allen Beiträgern gerecht zu werden. Manches fordert zu einer Stellungnahme heraus. Aber gerade in der Möglichkeit des Widerspruchs liegt der Wert einer Bestandsaufnahme. Sie muß keine Abschlußbilanz oder gar Aufstellung der Konkursmasse sein, sie soll zu einer Sammlung der Kräfte führen, um aus der Übersicht des bereits Geleisteten Neues zu erreichen. Das vielleicht erfreulichste Ergebnis dieses Tagungsbandes ist die Erkenntnis, daß die Forschung nicht stagniert, sondern Ansätze zu neuen Sichtweisen und Fragestellungen erkennbar sind.

Martin Grieger

Karl August Böttiger: Literarische Zustände und Zeitgenossen. Begegnungen und Gespräche im klassischen Weimar. Hrsg. v. Klaus Gerlach u. René Sternke. Berlin: Aufbau 1998. 601 S. ISBN 3-351-02829-6 79,90 DM

Daß es sich bei Böttigers Aufzeichnungen aus seiner Zeit als Rektor des Weimarer Gymnasiums (1791-1804) lediglich um "Klatsch und Tratsch aus dem klassischen Weimar" (so der Titel einer ebenfalls jüngst im Aufbau-Verlag erschienenen Hörkassette) handle, wird dieser ausgesprochen wichtigen und aufschlußreichen Quelle gewiß nicht gerecht. Sicher – Böttigers tagebuchartige Erinnerungen verzeichnen auch viel Gehörtes, Anekdotisches, darunter auch manches, das die vielvergötterten Weimarer Geistesheroen in recht menschlichem Licht erscheinen läßt und das ihm ihren Zorn (wie auch den Zorn ihrer Vergötterer) zuzog. Ihr entscheidender Wert liegt jedoch in der Fülle an Detailinformationen über die Literaten und das literarische Leben des 'klassischen' Weimar, in Böttigers genauer Beobachtungsgabe und vor allem in dem wohlthuend distanzierenden, analytischen Blick, mit dem er seine Zeitgenossen betrachtet und darstellt. Karl August Böttiger (1760-1835) war (ähnlich wie Voß, möchte man ergänzen) Pädagoge, berühmter Altertumsforscher und Publizist (von 1794 bis 1809 etwa gab er zusammen mit Wieland den *Neuen Teutschen Merkur* heraus), und er war in seiner Grundhaltung ein Spätaufklärer, was seine zwar nicht feindselige, aber doch stets selbständige Haltung den 'Klassikern' und Romantikern gegenüber erklären mag. Aufschlußreich ist auch in diesem Zusammenhang die ebenfalls durchaus distanzierte, gleichwohl wohlwollende Beurteilung von Johann Heinrich Voß, den Böttiger bei Vossens Besuch in Weimar im Sommer 1794 persönlich kennengelernt hatte (S. 405-422). Dieser für die Voß-Forschung höchst interessante Text erscheint übrigens in dieser verdienstvollen Neuauflage zum ersten Mal – die von Böttigers Sohn Karl Wilhelm 1838 besorgte erste Ausgabe (*Literarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen aus Karl Aug. Böttiger's handschriftlichem Nachlasse. Bändchen 1-2. Leipzig: Brockhaus 1838*) ist unvollständig und an etlichen Stellen unzuverlässig. So haben sich die Herausgeber entschieden, die Originalfassung nach K. A. Böttigers Handschrift, die in der Sächsischen Landesbibliothek Dresden aufbewahrt wird, neu zu edieren und mit einem Kommentar und Register zu versehen. Herausgekommen ist ein sehr gelungenes, gut benutzbares und daher jedem Interessierten wärmstens als Lesebuch wie als Nachschlagewerk zu empfehlendes Buch. Daß es auch hier das eine und andere für den Rezensenten zu bekräfteln gibt, liegt in der Natur eines derartigen, recht arbeitsaufwendigen Unternehmens und kann den positiven Gesamteindruck nicht entscheidend beeinträchtigen. Die gravierendste dieser Unvollkommenheiten ist wohl die Tatsache, daß auch diese neue Ausgabe leider unvollständig ist: Da ein Teil des Manuskripts Böttigers offenbar verschollen ist, fehlen einige in der Ausgabe von 1838 enthaltene Teile, darunter auch der Abschnitt "Bemerkungen über die Vossische Uebersetzung der Ilias". Hier wäre es sicher sinnvoll gewesen, die entsprechenden Textpassagen in der von K.W. Böttiger redigierten Fassung – etwa als Anhang – mit abzudrucken. Einiges ließe sich auch an der Kommentierung kritisieren, die man sich angesichts des über weite Strecken sehr dichten und anspielungsreichen Textes im ganzen ausführlicher wünschen würde, und die teilweise wenig aussagekräftige oder sogar irreführende Informationen enthält. Wenn Böttiger etwa berichtet, Voß habe den "Beistand" gerühmt, den ihm bei seinen Forschungen zur antiken

Geographie “sein College *Helwig* geleistet habe”, so erfährt man im Kommentar nicht, um wen es sich hier handelt, und im Personenregister wird die Person als “*Helwig*, Lehrer in Eutin” verzeichnet. Ein Blick in die einschlägigen biographischen Nachschlagewerke dagegen hätte ergeben, daß es sich hier um Vossens Nachbarn, den herzoglichen Leibarzt Christoph Friedrich Hellwig (1754-1835) handelt, der zwar auch zeitweise im Mathematikunterricht der Eutiner Schule aushalf, sich in erster Linie aber als Arzt und Physiker Verdienste erwarb. – Mit anderen Worten: Dieses Buch bietet jedem an der Literatur des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts Interessierten eine Menge – und auch für den kritisierfreudigen Rezensenten fällt etwas ab.

Frank Baudach

Dirk Hempel: Friedrich Leopold Graf zu Stolberg (1750-1819). Staatsmann und politischer Schriftsteller. Köln: Böhlau Verlag 1997. X, 329 S. ISBN 3-412-00396-4 Kart. 58 DM

Ausgehend von der neueren Forschung zum Konservativismus und einem sozial- wie mentalitätsgeschichtlichem Ansatz verpflichtet, der das Denken und Handeln des Individuums in seinem historischen Umfeld verortet, verfaßt Dirk Hempel in seiner vorliegenden Untersuchung eine aus bekannten wie von ihm neuentdeckten, zumeist brieflichen Zeugnissen und in bester Kenntnis des gesamten literarischen Werkes und des langjährigen politischen Wirkens seines Protagonisten souverän formulierte und klug konzipierte Biographie Friedrich Leopold Graf zu Stolbergs. Genuin literaturwissenschaftliche Fragestellungen, etwa nach Stolbergs Stellung zu Empfindsamkeit, Sturm und Drang oder zur Romantik bleiben allerdings ausgespart – dürfen es aber auch bleiben, nicht nur, weil sie bereits mehrfach behandelt worden sind, sondern v.a. auch deshalb, weil das Erkenntnisinteresse Hempels ganz auf Stolbergs Tätigkeit als Staatsmann und auf seine Wirksamkeit bzw. Wirkung als politischer Schriftsteller konzentriert ist. Obwohl er sich stets im inneren Zwiespalt zwischen Amtstätigkeit und freier, selbstverwirklichender Existenz fühlte, diente Stolberg doch für fast ein Vierteljahrhundert verschiedenen Landesherren mit Einsatz, Eifer und großem Erfolg. Geprägt von einem vitalen aristokratischen Standesbewußtsein, das während der Studienjahre in Halle und Göttingen (beeinflußt durch die Reichs-Publicistik v.a. eines Pütter) durch die frühe Begeisterung für England und die Schweiz als konstitutionell-politisches und Griechenland als moralisches Vorbild geschärft worden war, blieb Stolberg sein ganzes Leben ein vehementer Verteidiger der altständischen Ordnung, zunächst – schon in den ersten poetischen Versuchen – gegen die absoluten Machtansprüche der Fürsten, später im “strategischen Bündnis” mit diesen gegen die demokratische Gefahr von unten durch die Ideen und Ereignisse der französischen Revolution. Sein eigentliches Wirkungsfeld aber sah er, der eigentlich immer die Selbstbestimmtheit des Lebens in einer Existenz als Landadliger suchte, in der Tat des Wortes, in seinem Wirken als Schriftsteller. Es gelingt Hempel nicht nur, die Kontinuität der politischen, herkunftsbestimmten Ideale Stolbergs aufzuzeigen und in ihnen die Auswirkungen einer – damals unter dem deutschen Adel weitverbreiteten – konservativen Grundhaltung festzustellen. Es gelingt ihm ebenso, in ganz pointierten Werkinterpretationen die literarischen, auf Wirkung zielenden Entwürfe dieser adligen Oppositionshaltung und des damit verbundenen

standesbewußten Einforderns der eigenen gesellschaftlichen Trägerrolle nachzuweisen, sei es in den sozialkritischen *Jamben* oder dem utopischen Gegenentwurf der *Insel*. Stolbergs Handeln, sein Dichten blieb dabei stets auf Gott ausgerichtet. Hempel spürt die Wurzeln von Stolbergs Christentum schon im von Pietismus und den Herrnhutern beeinflussten familiären Umfeld der Jugend auf. Auch hier zeigt sich wieder eine geistige Konsequenz in der Lebensführung, die schließlich und angesichts der seit der italienischen Reise immer deutlicher artikulierten Abneigung gegen die Vernunftreligion der Aufklärung in der Konversion und in der schriftstellerischen Beschäftigung mit der Kirchengeschichte als großem Alterswerk mündete. Jetzt, in den letzten beiden Lebensjahrzehnten, gewann das literarische Wort Stolbergs eine weitreichende Wirkung, die den früheren Dichtungen meistens versagt geblieben war. Er wurde zu einer zentralen Persönlichkeit des katholischen Deutschland durch seine religiösen, zu einem Wortführer für die alte Ordnung in Zeiten der Restauration durch seine politischen Schriften. Wenngleich Stolberg auf der einen Seite die Gleichheit jedes Menschen vor Gott und dem Gesetz einforderte (so war er ein entschiedener Kritiker der Leibeigenschaft in seiner Dichtung und versuchte seinen Amtseinfluß im Fürstbistum Lübeck für deren dortige Abschaffung einzusetzen, wofür Hempel ein bislang unbekanntes Memoire für den Lübecker Fürstbischof fand, das im Anhang abgedruckt ist), hielt er auf der anderen Seite doch in beharrlichem Konservatismus an der naturgegebenen Vorrangstellung des ständischen Adels im Staate fest. Er gehörte somit zwar – wie Hempel am Schluß seines durchweg überzeugenden Buches konstatiert – “einem untergehenden Stand zu” (S. 258), doch er zählte zweifellos zu den interessantesten Gestalten seiner Zeit, war keineswegs ein unfreier, leicht zu beeinflussender Geist, wie Voß verbittert gegen ihn polemisierte. Eine umfassende wissenschaftliche Darstellung über Friedrich Leopold Graf zu Stolberg war deshalb längst überfällig. Dirk Hempel ist sie für den politisch denkenden Dichter und den praktisch im Staatsdienst handelnden Adligen Stolberg auf das Beste gelungen.

Axel E. Walter

Bibliographische Notizen 1996-1998

Textausgaben

Johann Heinrich Voß: Ausgewählte Werke. Herausgegeben von *Adrian Hummel*. Göttingen: Wallstein Verlag (1996) 557 S.

Monographien und Aufsätze

Hempel, Dirk: ‘Ist aber denn Jugendfreundschaft in unsern Zeiten gar nicht mehr?’ Friedrich Leopold Graf Stolberg und Johann Heinrich Voß. Ein problematisches Verhältnis. In: *The University of Dayton Review*. Dayton/Ohio. Vol. 24. Fall 1996. No. 1, S. 11-28.

Riedel, Volker: Voß als Epigrammatiker (1989). In: V. Riedel: *Literarische Antikerezeption. Aufsätze und Vorträge*. Jena: Bussert 1996 (Jenaer Studien, Bd. 2), S. 165-172.

Rönnpag, Otto: Der alternde, aber noch kämpferische Voß. In: *Jahrbuch für Heimatkunde* Eutin. 29. 1996, S. 89-90.

Baudach, Frank; Günter Häntzschel (Hrsg.): Johann Heinrich Voß (1751-1826). Beiträge zum Eutiner Symposium im Oktober 1994. (Eutin: Struve's Buchdruckerei und Verlag) 1997. (Eutiner Forschungen, Bd. 5).

Hempel, Dirk: Friedrich Leopold Graf zu Stolberg (1750-1819). Staatsmann und politischer Schriftsteller. Weimar, Köln, Wien: Böhlau Verlag 1997. (Kontext. Studien zur Literatur- und Kulturgeschichte der Neuzeit, Bd. 3)

Joost, Ulrich: Johann Heinrich Voß. Schwergereimte Ode an einen Dukaten Scheisser. In: Lichtenberg-Jahrbuch 1997. Herausgegeben im Auftrag der Lichtenberg-Gesellschaft von Wolfgang Promies und Ulrich Joost. Saarbrücken, S. 232-241.

Obermeier, Erwin: Johann Heinrich Voß - wo hat er in Eutin unterrichtet? In: Jahrbuch für Heimatkunde Eutin. 30. 1997, S. 10-12.

Riedl, Gerda; Hummel, Adrian: Ein kleiner Schatz. Der Hellwag-Nachlaß im Ostholstein-Museum Eutin. In: Jahrbuch für Heimatkunde Eutin. 30. 1997, S. 23-26.

Hummel, Adrian: Eine Liebe im 18. Jahrhundert. Aufzeichnungen der Ernestine Voss. In: Jahrbuch für Heimatkunde Eutin. 30. 1997, S. 81-88.

Müller, Walter: Johann Heinrich Voß (1751-1826): Ein streitbarer Zeitgenosse Goethes. In: Jahrbuch für Heimatkunde Eutin. 30. 1997. S. 89-99.

Andresen, Klaus (d.i. Klaus Langenfeld): Johann Georg Schlosser in Eutin. In: Jahrbuch für Heimatkunde Eutin. 30. 1997, S. 99-102.

Prühs, Ernst-Günther: Beschwerde des Rektors J. H. Voß über Eutiner Verhältnisse. In: Blätter für Heimatkunde [Beilage des Ostholsteiner Anzeigers]. 52. Jg. 1997. Nr. 22 (November), S. 85f.

Böttiger, Karl August: Johann Heinrich Voß. In: K. A. Böttiger: Literarische Zustände und Zeitgenossen. Begegnungen und Gespräche im klassischen Weimar. Herausgegeben von Klaus Gerlach und René Sternke. (Berlin:) Aufbau-Verlag (1998), S. 405-422.

Prühs, Ernst-Günther: Schon der alte Voß klagte über die Jugend. Aus der Eutiner Stadtgeschichte. In: Ostholsteiner Anzeiger. 197. Jg. 1998. Nr. 101 (2. Mai), S. 6.

Rezensionen

Schings, Hans Jürgen: Pedanterie von großem Format [Rezension zu:] Johann Heinrich Voß: Ausgewählte Werke. Hrsg. v. Adrian Hummel. Göttingen 1996. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. 20. 9. 1996, S. 42.

Schäfer, Frank: Für Freiheit und Recht! [Rezension zu:] Johann Heinrich Voß: Ausgewählte Werke. Hrsg. von Adrian Hummel. Wallstein Verlag. Göttingen 1995. In: Bargfelder Bote. Materialien zum Werk Arno Schmidts. Lfg. 213. 1996, S. 16f.

Schäfer, Frank: [Rezension zu:] Johann Heinrich Voß: Ausgewählte Werke. Hg. von Adrian Hummel. Göttingen: Wallstein Verlag 1995. In: Lichtenberg-Jahrbuch 1996. Herausgegeben im Auftrag der Lichtenberg-Gesellschaft von Wolfgang Promies und Ulrich Joost. Saarbrücken, S. 219-221.

Albertsen, Leif Ludwig: [Rezension zu:] Johann Heinrich Voß: Ausgewählte Werke. Hrsg. von Adrian Hummel. Göttingen: Wallstein Verlag 1996. In: Germanistik 38. 1997, S. 211.

Roswall Laursen, Hanne: [Rezension zu:] 'Ich wünschte so gar gelehrt zu werden'. Drei Autobiographien von Frauen des 18. Jahrhunderts. Texte und Erläuterungen. Hrsg. von Magdalene Heuser (u.a.) Göttingen: Wallstein-Verlag 1994. In: Text & Kontext. Zeitschrift für germanistische Literaturforschung in Skandinavien. 20. 1997. Heft 1, S. 134-140.

Vossilien

Postordnung.

(Aus einem Briefe an den Herausg.)

– Die Postgeschichte, lieber Freund, ist wohl für Ihre Blätter zu alt geworden. Man fühlt solche Dinge, so lange sie frisch sind; man will klagen, schiebt auf, und vergisst.

Ich kam im August von Meldorf über Neumünster, und foderte Rollfuhr nach Eutin. Dahin führe man nicht, war die Antwort; sondern, der neuen Ordnung gemäs, nach Plön, als der nächsten Station. Aber der Weg, sagte ich, geht ja nicht über Plön; gradezu auf dem gewöhnlichen Wege, den ich mit hiesigen Fuhrleuten so oft gemacht habe, sind nach Eutin fünf Meilen; dort wären es sechs: nämlich vier nach Plön und zwei von da nach Eutin. Man versuchte zu behaupten, der Weg gradezu wäre von jeher für sechs Meilen bezahlt worden, und über Plön sei kein Umweg. Wie dem aber auch sein mögte, jetzt *dürfte* man nicht anders fahren. – Ich fragte: wenn ich eine halbe Meile *diesseits* Eutin wohnte, und also gradezu nur 4½ hätte? Auch dann, hies es, müsse ich erst nach Plön, als der nächsten Station von 4 Meilen; dort würde man mich weiter fahren. Indes wenn ich Eile hätte, und für 6 Meilen bezahlen wollte; so dächte der Fuhrmann es zu wagen, obgleich Strafe darauf stünde. Ich erkundigte mich nach der Verordnung und nach dem Richter. Jene war nicht da; und den Richter hätte ich in Kopenhagen zu suchen. Es blieb nichts übrig, als den Neumünsterschen Rollfahrer, der, ohne Stundenzettel, den Wagen nach Belieben rollen lässt, dasselbe zu bezahlen, was ich für 6 Meilen Extrapost bezahlt hätte: nämlich sechs Mk. Fuhrgeld, und, ausser 24 fl. gesezmässigem Trinkgeld, noch freie Zehrung, und ein besonderes Trinkgeld, um nicht Grobheiten zu hören. Hierbei hatte ich noch das Vergnügen, einen langsamen und groben Bekanten von mir und meinem Schwager, dem Etatsrath Boie in Meldorf, zu sehen; der aber, hieran erinnert, diesmal artig zu sein versprach, weil er einen so artigen Herrn führe.

Man erzählte mir, daß schon mehrere Reisende, nach vergeblichem Zeitverlust, sich der neuen *Ordnung* hätten bequemen müssen. Gewis hat wohl mancher zu klagen gedroht, und nicht geklagt; sonst hätte die wohlwollende Regierung schon wirklich *Ordnung* geschafft.

Eutin den 9ten Dec. 1800.

Joh. Heinr. Voß.

Aus: Blätter für Polizei und Kultur. Jahrgang 1801. Erster Band. St. 2. [Beilage:] Schleswig-Holsteinische Chronik. 1801. Num. 2, S. 28-29. – Vgl. dazu: [August Chr. Heinr.] N[iemann:] Vergleichung der neuen preussischen Extrapostverordnung mit den frühern schleswig-holsteinischen. In: Blätter für Polizei und Kultur. 1801. Bd. 1. St. 5, S. 211-231.

Beschwerdebrief des Rektors Voß

Im Landesarchiv Schleswig-Holstein in Schleswig befindet sich ein Beschwerdebrief, den Johann Heinrich Voß unter dem Datum vom 3. März 1801 als "Anzeige an die Polizei in Eutin" gerichtet hat (Abt. 260, Nr. 21086).

Dieser Brief, eng geschrieben auf zweieinhalb Seiten dünnem, hellblauem Briefpapier, hat bisher wenig Beachtung gefunden. Er ist in der Tat für die Literaturwissenschaft von geringem Interesse, eher schon für eine stadtgeschichtliche Milieuschilderung und eine Darstellung der städtischen Verhältnisse Eutins vor etwa zweihundert Jahren. Aber Inhalt und Ausdrucksweise lassen uns zugleich etwas ahnen von Vossens seelischer Verfassung zu jener Zeit. Im Jahre zuvor war sein einstiger Freund, Friedrich Leopold Reichsgraf zu Stolberg, zum Katholizismus konvertiert, und damit war die Freundschaft nach einer Zeit allmählicher Entfremdung endgültig zerbrochen. Wie tief Voß das getroffen und erschüttert hat, schildert Ernestine. Voß litt unter seelischen und körperlichen Verstimmungen, war nervös und gereizt. Diese Verfassung spiegelt der Brief deutlich wider.

Der Magistrat der Stadt Eutin ist auf den Brief seines berühmten Bürgers hin sofort tätig geworden und hat ihn urschriftlich in einer "Unterthänigsten Vorstellung abseiten der Hochfürstlich-Bischöflich-Lübeckischen Residenz Stadt Eutin" an den "Hochwürdigen Bischof, Durchlauchtigsten Herzog und regierenden Administrator", also an Peter Friedrich Ludwig, weitergereicht und auf zehn Seiten in großem Folioformat zu den einzelnen Gravamen Stellung genommen. Der Magistrat weist darin auf verschiedene, von ihm bereits erlassene Anordnungen hin, räumt aber auch hinsichtlich der städtischen Ordnungsaufgaben Organisationsmängel und Unklarheiten bei Fragen der Zuständigkeiten ein.

Daß Bürgermeister und Magistrat die Beschwerde an die fürstbischöflichen Instanzen weiterreichen und – zumindest zunächst – nicht selber tätig wurden, mag ein Beweis sein, wie sehr in der Zeit des Absolutismus die städtischen Befugnisse eingeschränkt waren, und zwar zugunsten des Herrschers und seiner Regierung. Der Stadt verblieb fast nur noch die Ausführung obrigkeitlicher Verordnungen.

Anzeige an die Polizei¹ in Eutin

Seit 3-4 Jahren wird in meiner Gegend² die Ruhe der Nacht, seit einiger Zeit auch die Ruhe des Tages, bis zum Unleidlichen gestört. Schlaflosigkeit und Verdruß rauben die Kräfte zu Berufsarbeiten, und drohn der Gesundheit.

1. Die beiden Nachtwächter, die hier zusammentreffen,³ sezen sich gewöhnlich meinem Hause gegenüber, und schwazen mit lautem Geschrei, indem sie oft das Abrufen darüber versäumen. Ermahnung, Bitten, Versprechungen helfen nur eine Zeit lang.

2. Der Hund des einen bellt u. heult bei jedem Anlaß u. ohne Anlaß, nicht nur bis

Mitternacht, *so lange die Zechenden zurückkehren*, sondern auch die folgenden Ruhestunden hindurch.

Wenn der Zweck der Nachtwache *Sicherheit u. Ruhe* ist, so muß der begleitende Hund, durch den man die Sicherheit zu vermehren glaubt, durchaus gewöhnt werden, nicht jeden Vorübergehenden, jede Kaze, die sich regt, anzubellen, oder gar Langeweile und Freude am Monde durch Bellen und Geheul zu äußern! Sonst taugt er nicht einmal, einen Dieb anzuzeigen; und der (vielleicht übertriebenen) *Sorge für Sicherheit* wird vergebens aufgeopfert die *Ruhe* der Kranken und der Mitbürger von zarterem Nervenbau, die nicht, gleich dem gehärteten und ermüdeten Handwerker, bei jedem Getöse fortschlafen können.

3. Mehrere Nachbarn fangen an, sich *Hunde zur Lust* zu halten, die frei auf der Gasse herumschwärmen u. Unfug treiben.⁴ Freundliche Bescheidungen sind fruchtlos.

Da selbst bürgerliches Verkehr⁵ die Einschränkung hat, daß es den Bürger nicht belästige; so muß noch eher das öffentliche Verkehr unnützer Hunde, die sowohl Ruhe als Geschäfte stören, gehemmt werden. Das Gegentheil wäre Rückgang vom Bürgerverein zur Waldhorde.⁶ Je weiter ein Volk von Barbarei sich entfernte, desto mehr Fürsorge trugen seine Gesezgeber auch für Ruhe der Geistesgeschäfte. Ich schweige von der Gefahr, die aus dem Anfall einer blaffenden Schaar auf Reiter u. Fuhrwerke, u. aus der Verbreitung der Hundewut,⁷ entstehen kann.

4. Das ruchlose Jagen u. Peitschen der Fuhrleute⁸ bleibt, wie es war. Der Hofr. Helweg und ich haben Hiebe ins Gesicht erhalten.

5. An keinem Orte habe ich so wilde Jugend,⁹ als auf Eutins Gassen, gesehn. Welche Nachkommenschaft darf man von einer solchen Erziehung wohl erwarten?

6. Der Polizeidiener thut wenig oder nichts, dem Unwesen zu steuern; er vermehrt es sogar. Manche Nacht taumelt oder liegt er auf der Gasse, mit Gebrüll und mördrischen Drohungen.

Die Mängel sind auffallend, u. erfodern schleunige und kräftige Abstellung. Wenn der gewiß thätige Verwalter der Polizei einer Unterstützung von oben bedarf, so wird sie ihm nicht versagt werden.

Eutin,
3 Merz 1801.

Johann Heinrich Voß,
als Lehrer der Schule, als Gelehrter,
und (was allein genug ist) als Mensch.

Erläuterungen:

1 *Polizei*: Hier offenbar noch im Sinne des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts = innere staatliche und städtische Verwaltung.

2 *in meiner Gegend*: Voß bewohnte das Haus Nr. 181 in der damaligen Kieler Straße, heute Voßplatz Nr. 6 ("Voß-Haus").

3 Eutin war seit 1791 in sechs "Nachtwächterdistricte" eingeteilt. Am heutigen Voßplatz trafen der 5. Distrikt (Plöner Straße, Ihlpool) und der 6. Distrikt (Kieler Straße) zusammen. – Die Nachtwächter waren verpflichtet, alle halbe und volle Stunde "abzurufen".

- 4 Das Umherstreunen von Hunden bei Nacht war schon in einer Verfügung vom Jahre 1794 verboten worden. Offenbar auf Grund der Beschwerde von J. H. Voß wird in einer Regierungs-Bekanntmachung vom 23. Oktober 1801 das Verbot erneut "eingeschärft" und einige Zeit später auch auf den Tag ausgedehnt.
- 5 *Verkehr*: hier (wie im 18. Jahrhundert überwiegend) Neutrum.
- 6 *Bürgerverein* = hier: geordnete bürgerliche Gesellschaft.
Waldhorde: offenbar eigene Wortbildung; bei Grimm (Jacob u. Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch. Leipzig 1854-1971) nicht verzeichnet.
- 7 *Hundewut* = Tollwut.
- 8 *Peitschen der Fuhrleute*: Schon am 14. März 1801 ergeht eine Regierungs-Bekanntmachung, die das "Klatschen der Fuhrleute mit Peitschen" erneut bei Strafe untersagt.
- 9 *wilde Jugend*: Beschwerden über ungezügelteres Verhalten Jugendlicher auf den Straßen liegen, auch von kirchlicher Seite, mehrfach vor. Vgl. Handbuch zur Kenntnis der Particular-Gesetzgebung des Fürstenthums Lübeck. [Hg. v. M.H. Rüder.] Abt. 1-3. Eutin:Struve 1836-42, hier vor allem die in den Registern unter "Lärmen" verzeichneten Stellen.

Ernst-Günther Prühs

Voß-Anekdoten

Adelsscheu.

Der berühmte J. H. Voß hatte seit seiner Hauslehrerstelle bei einem Herrn von Oerzen [!] in Ankershagen, die größte Abneigung gegen alles adlige Wesen bis in die größten Einzelheiten in sich aufgenommen. Als einst in spätern Jahren die Servietten des Abendtisches von wohlmeinender Hand in künstliche Formen zusammengelegt waren, rief Voß, von seinem Arbeitszimmer herabkommend, bei diesem Anblick: 'Was? dies ist ja adelig!' und die künstlichen Falten mußten verschwinden.

Aus: Der Freischütz. [5. Jg.] 1829. No. 50 (12. December). Sp. 396

Als der noch lebende Sohn Vossens, Abraham, geboren wurde, und diesen Namen von seinem Pathen, dem bekannten Componisten Schulz, erhielt, wollte Vossen dieser patriarchalische Name nicht recht munden. Schulz meynte jedoch, der Name wäre wegen des dreifachen a sehr musikalisch; worauf Voss erwiederte: Nun, so mag er Abraham heißen, aber nach Deiner Theorie wäre Satanas auch ein hübscher Vorname.

Aus: Der Freischütz. [14. Jg.] 1838. No. 38 (22. September). Sp. 601. Quellenangabe: Aus Böttiger's Nachlass, herausgegeben von seinem Sohne.

Der alte Dichter Voss war ein completer Hexameterbaum, von dem diese Verssorte, wie Blätter und Blüten, bei allen Veranlassungen und zu allen Tageszeiten herunterströmte. Als er einst im Hamburger Thor nach seinem Namen, Stande, Wohnort und wo er zu logiren beabsichtige, befragt wurde, antwortete er:

'Rector Voß aus Eutin, logirt im Römischen Kaiser.'

Aus: Der Freischütz. [15. Jg.] 1839. No. 16 (20. April). Sp. 250. Quellenangabe: Humor. Blätter.

Der Bach

Wie Blandusiens Quell rausche der Afterwelt
Deine Lispel, o Bach, tanze der Enkelin
Silberblinkend vorüber,
Grünt, ihr Erlen des Ufers, ihr!

Dieses Rieselgeräusch, welches dem Quell enttönt,
Dieses Zittern des Laubs, flüstert mein Herz in Ruh,
Gießt ein lindes Erbeben
Durch die Saiten der Seele mir.

Lieblich wirbelst du hier, Zauberin Nachtigall!
Deinem Abendgesang lauschet dein Freund hier oft,
Und dem Wellengeplätscher,
Und dem Säuseln des Uferschilfs.

Dann durchhüpf' ich, als Kind, wieder die Frühlingsflur,
Trage Blumen im Hut, tummle mein Steckenroß,
Oder schaffe mir Welten,
Und bin König und Herr darin.

Ein balsamischer Hayn säuselt um mich empor,
Eine Hütte darin winket dem Schaffenden,
Und ein freundliches Mädchen
Hüpft im Garten, und lächelt mir.

Von des fliehenden Tags Golde beflimmert, rauscht
Sie durchs Rosengebüsch, giebt mir den ersten Kuß,
Fleucht, und lächelt, und birgt sich
Wieder hinter den Blütenbusch.

Weil', ich fliege dir nach! Warum entflohest du?
Plötzlich lispelt der Strauch, Himmel! sie schlüpft hervor,
Und es schüttelt der Strauch ihr
Einen Regen von Blüten nach.

Wie Blandusiens Quell rausche der Afterwelt
Deine Lispel, o Bach, tanze der Enkelin
Silberblinkend vorüber,
Grünt, ihr Erlen des Ufers, ihr!

Ludwig Heinrich Christoph Hölty (1774)

Aus: Sämtliche Werke. Hg. v. Wilhelm Michael. Bd. 1. Weimar 1914, S.162f.

Neue Mitglieder

Stand: 11.11.1998

Adressenänderungen



Impressum

Die *Vossischen Nachrichten - Mitteilungen der Johann-Heinrich-Voß-Gesellschaft* erscheinen in loser Folge, derzeit etwa einmal jährlich. Herausgeberin: Johann-Heinrich-Voß-Gesellschaft e.V., c/o Eutiner Landesbibliothek, Schloßplatz 4, D-23701 Eutin. E-Mail: voss@bibliothek-eutin.de – Redaktion: Silke Gehring, Frank Baudach, Martin Grieger, Henry Smith, Axel E. Walter. – ISSN 1436-8684 – Der Bezug ist für Mitglieder der Voß-Gesellschaft kostenlos. Interessierte Nichtmitglieder werden um eine entsprechende Nachricht und um Überweisung einer Spende in beliebiger Höhe gebeten. Bankverbindung: Volksbank Eutin (BLZ ### ## #), Kto. Nr. #####; Sparkasse Ostholstein (BLZ ### ## #), Kto. Nr. #####.

ISSN 1436-8684